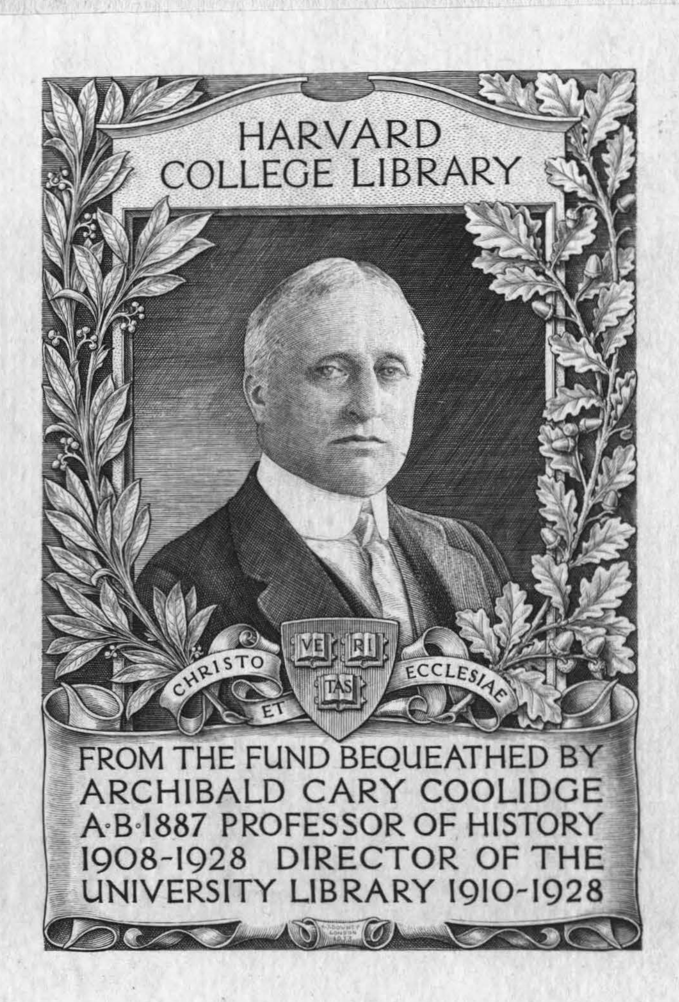
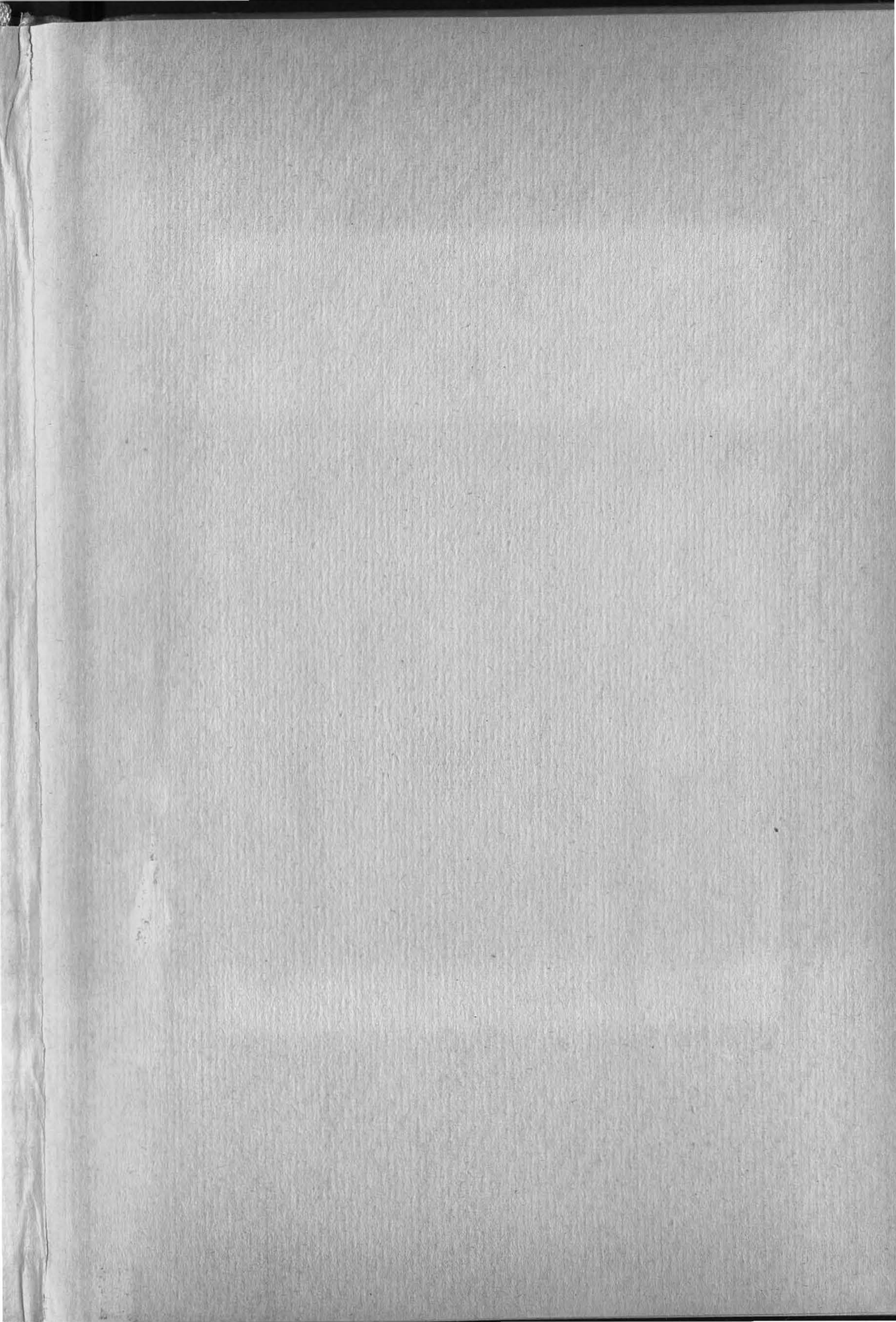
VIERZIG JAHRE KIEPENHEUER 1910-1950

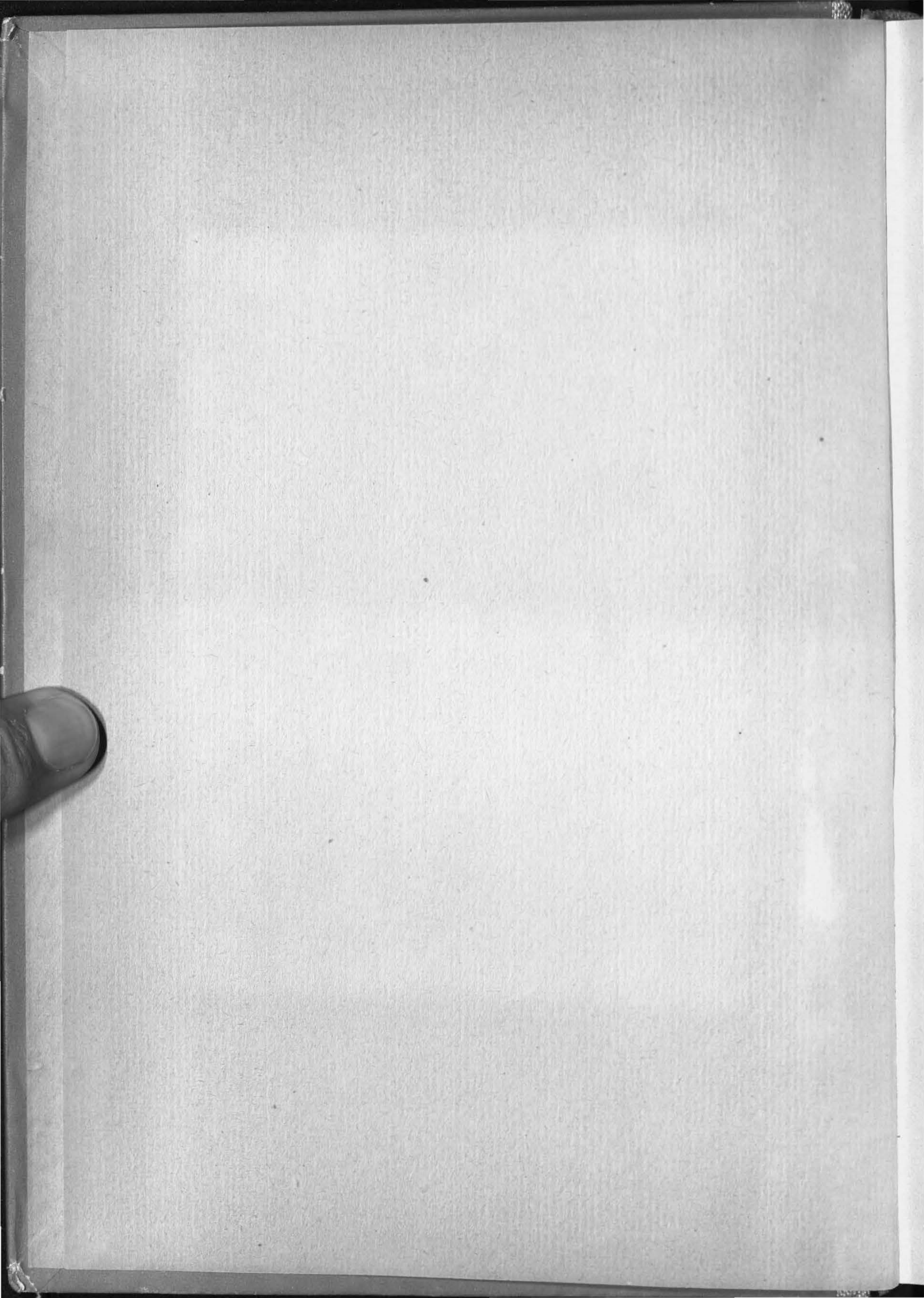


EIN ALMANACH


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
VE RI TAS
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928


OTTO HARRASSOWITZ
WIESBADEN
Beethovenstr. 6a









GUSTAV KIEPENHEUER † BERLIN 1932

VIERZIG JAHRE KIEPENHEUER

1910-1950

EIN ALMANACH
HERAUSGEGEBEN VON
NOA KIEPENHEUER

1951

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG GMBH
WEIMAR

Einbandentwurf von Kurt Tillessen, Berlin.

Mit 37 Abbildungen.

 Lizenz-Nr. 367. — 375/3/50.
Printed in Germany. — Verlagsarchiv-Nr. 1050.
Druck und Einband: (1j) Thüringer Volksverlag GmbH., Zweigniederlassung Jena, Werk I.

Jede Zeit stellt neue Forderungen an den fortschrittlichen Geist der Menschheit. Die Forderungen aber rechtzeitig erkennen und die Autoren finden, die einer Lösung der Zeitprobleme am nächsten kommen, ist die Hauptaufgabe jedes Verlegers – und wieweit ihm das gelingt, ist entscheidend für seine verlegerische Begabung. Gustav Kiepenheuer.

EINLEITUNG

Als wir den Plan faßten, zum vierzigjährigen Bestehen unseres Verlages einen Almanach herauszugeben, haben wir uns reiflich überlegt, ob ein solches Projekt unter den heutigen Verhältnissen seine Berechtigung hat. Allzuoft werden derartige Jubiläen dazu benutzt, die persönlichen Eitelkeiten in den Vordergrund zu setzen, anstatt darüber nachzudenken, ob man den Aufgaben der Zeit, die an einen gestellt wurden, gerecht geworden ist. Gerade unser Verlag ist ja aufs engste mit den ideologischen Auseinandersetzungen seiner Epoche verwoben.

Nach diesen Gesichtspunkten hin haben wir versucht, das Bild des Verlages in seiner Entwicklung nachzuzeichnen, indem wir an unsere Autoren herantraten mit der Bitte, einen Beitrag in Form eines Essays oder einer Erzählung, die das Geschehen der letzten vierzig Jahre widerspiegelt, zur Verfügung zu stellen. Zugleich sollte auch die Persönlichkeit Gustav Kiepenheuers in vielfältiger Weise vor Augen geführt und gezeigt werden, wie sie in seinem verlegerischen Werke zum Ausdruck kommt.

Diesem Vorhaben stellten sich mannigfache Schwierigkeiten entgegen. Manche der Autoren und Mitarbeiter, die beispielsweise wie Ludwig Rubiner, Ernst Toller, Georg Kaiser ganz wesentlich dazu beigetragen hatten, dem Verlag sein Gesicht zu geben, waren inzwischen verstorben, andere durch Emigration in alle Weltteile zerstreut worden; einige wiederum hatten die Gesinnung, die sie einstmals zum Verleger Gustav Kiepenheuer finden ließ, gewechselt und verraten.

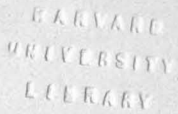
Auch war es nicht so einfach, die Wahl zu treffen, welche Ausschnitte aus Werken unseres früheren Verlagsschaffens verwendet werden sollten. Wiewohl sich die Kiepenheuer-Produktion bis 1933 fast ausschließlich auf die Avantgarde der jungen deutschen Literatur stützte, so standen doch ihre Vertreter keineswegs immer in der gemeinsamen Front der fortschrittlichen Kräfte, sondern protestierten gegen die alte Gesellschaftsordnung oft nur aus anarchistischen und individualistischen Tendenzen. Ein intellektueller

Formalismus entfremdete die Literatur den breiten Massen. Skepsis und Pessimismus benahmen den Lebensmut. Eine überhitzte Erotik maß dem irrationalen Triebleben eine völlig ungerechtfertigte Wichtigkeit bei.

Darum galt es, aus der Fülle des Vergangenen das Wertvolle von dem Überlebten zu trennen und jene Werte herauszustellen, die auch den Grund unserer künftigen Arbeit bilden sollen. Nur kraft einer solchen Auswahl kann es möglich sein, Werk und Persönlichkeit Gustav Kiepenheuers im rechten Lichte zu sehen und eine Verlegerleistung zu würdigen, die in ihrer klaren eindeutigen Stellungsnahme zu den damaligen Zeitproblemen auch für die Gegenwart und Zukunft Aufruf und Ansporn ist.

Die Stunde zwingt zu einer klaren Entscheidung. Das verhängnisvolle individualistische Erbe muß völlig und endgültig überwunden werden. Noch konsequenter als Gustav Kiepenheuer den Kampf gegen Kapitalismus, Militarismus und Nationalismus führte, gilt es heute für unseren Verlag, in der Nationalen Front für die Einheit Deutschlands und den Frieden einzutreten. Unsere besondere Aufgabe dabei sehen wir darin, den noch fernstehenden bürgerlichen Kreisen zu einem Verständnis der großen sozialen und kulturellen Umwandlungen zu verhelfen.

Wohl stehen wir noch in den Anfängen. Verlag und Autoren bedürfen noch der Klärung, Sammlung und Reife. Auch die jungen Kräfte wagen sich erst zögernd hervor. So kann auch dieser Almanach nur einen ersten Meilenstein darstellen, von dem aus die Strecke des zurückgelegten Weges gezeigt, sowie die Richtung, in der es künftig vorwärtsgehen soll, gewiesen wird.



VIERZIG JAHRE

Versuchen wir, die Zeit in ihrer Gegenwärtigkeit zu erfassen, entgleitet uns der kaum erfahrene Augenblick wieder, um dem nächsten Platz zu schaffen. Doch wenden wir den Blick rückwärts, liegen die Jahre wie ein gewaltiges Panorama vor uns ausgebreitet. Von Bild zu Bild schreitend, vermag der Betrachter die darin waltenden Gesetzlichkeiten zu erkennen.

So vermögen auch wir in der Rückschau auf vier Jahrzehnte des Gustav Kiepenheuer Verlages ein weniges von der „geprägten Form" wahrzunehmen, die sich während dieser Zeitspanne „lebend entwickelt" hat.

Diese Form bildete sich aus im Herzen eines einzigen Mannes, im Herzen Gustav Kiepenheuers, das so weiträumig war, um den ganzen Reichtum des geistigen Lebens in sich aufnehmen zu können.

1910
VERLAGSGRÜNDUNG

Die Ära des Wilhelminischen Imperialismus. Ein übersättigtes, mit äußerer Machtfülle sich brüstendes Deutschland hatte längst aufgehört, ein Volk der Dichter und Denker zu sein. Junker und Großindustrielle hielten alle Gewalt in den Händen. Der preußische Parademarsch erfüllte mit Getöse die Straßen. Doch Gustav Kiepenheuer wurzelte in Weimar, der Stadt großer Überlieferung.

Wir blättern in der ersten Veröffentlichung des jungen Verlages, dem Bildband „Leben in Alt-Weimar" – eine Welt der Humanität, deren Pflege und Weiterentwicklung sich Gustav Kiepenheuer zur Aufgabe gemacht hat. Aber nicht nur einer kleinen Käuferschar wollte er die kulturellen Schätze zugestanden wissen. In die breitesten Massen sollten sie hineingetragen werden. So wurde die Idee der Liebhaber-Bibliothek geboren. Im schlichtesten Gewand und doch wieder in so geschmackvoller Ausstattung, daß auch der Bibliophile seine Freude daran haben konnte, erschienen in rascher Folge eines nach dem andern dieser Bändchen auf dem Büchermarkt. Von allen Küsten der Welt wurden die Kostbarkeiten herangeholt, durch die

Jahrhunderte der abendländischen Dichtung ein einzigartiger Querschnitt gegeben, zu Unrecht vergessenes geistiges Gut aus der Versenkung gehoben – eine Verlegerleistung, die wahrlich ihresgleichen sucht. Zur selben Zeit erschienen in Form und Inhalt erlesene Luxusdrucke.

In dieses Jahrzehnt erster Verlagstätigkeit brach schon im vierten Jahre die große Katastrophe des Weltkrieges 1914 herein. Wie kaum ein anderer unter den damaligen deutschen Verlegern fühlte Gustav Kiepenheuer inmitten der zusammenbrechenden alten Welt die Sturmeswehen einer neuen Menschheitsepoche. Hatte er in den Jahren der Veräußerlichung es als seine Aufgabe angesehen, der Verinnerlichung zu dienen, so wußte er, daß es nunmehr nach dem Zusammenbruch des wurmstichigen Gebäudes darum ging, das Leben in seiner Wirklichkeit zu erfassen und verlegerisch zu verwerten. Deshalb überwand er entschlossen das Vorurteil des geistigen Menschen, „das politisch Lied müsse unbedingt ein garstig Lied sein", und öffnete seine Verlagsräume weit den leidenschaftlichen Kündern des Fortschritts und der Menschlichkeit.

1920
DIE WEIMARER REPUBLIK

Das äußere Bild des Verlages hat sich merklich gewandelt. Weimar wurde mit Potsdam vertauscht. Aber derselbe Wille steht hinter allen Plänen und Zielsetzungen. In enger Gemeinschaft mit Ludwig Rubiner ist es gelungen, fast die gesamte Avantgarde der revolutionären Kunst zu gewinnen. Das „Kunstblatt" unter Paul Westheims meisterlicher Direktion geht in den vierten Jahrgang. Das Mappenwerk „Die Schaffenden" erscheint. Die Theaterkunst des neuen Rußlands wird vermittelt. Ernst Toller gibt sein erstes Drama heraus. Georg Kaiser ist schon eng mit dem Hause verbunden. Gustav Landauer schreibt aufrüttelnde Essays. Rubiner veröffentlicht seine herrliche Sammlung „Kameraden der Menschheit". Leonhard Franks alarmierender Roman „Der Mensch ist gut" ging als Volksausgabe in Hunderttausende von Hirnen und Herzen ein. Bald sollte Bertold Brecht seine Erstlinge „Baal" und „Trommeln in der Nacht" vorlegen, sollte Tollers „Hinkemann" auf deutschen Bühnen Begeisterung und Empörung hervorgerufen. Das neue Deutschland hat seinen Verleger gefunden. Von diesen Jahren an ist Kiepenheuer ein Name, der bei allen fortschrittlichen Menschen von ganz Europa einen freudigen und dankbaren Widerhall erweckt.

1930

BERLIN

Gewittergewölk hat sich am politischen Himmel zusammengeballt. Die Nazis ziehen mit 107 Abgeordneten in den Reichstag ein. Die deutsche Demokratie bebt in ihren Grundfesten. Gustav Kiepenheuer sieht das Unheil nahen. Bücher wie Arnold Zweigs „Sergeant Grischa" und Feuchtwangers „Erfolg" richten einen letzten eindringlichen Appell an die verwirrten Gemüter. Heinrich Mann stellt mit seinem Essayband „Geist und Tat" verpflichtende Vorbilder geistigen Lebens und Verhaltens vor aller Augen. Brecht schreibt „Lehrstücke". Georg Kaiser versucht mit psychologischer und gesellschaftskritischer Meisterschaft die Krankheitsherde aufzudecken, die den Volkskörper vergiften.

Doch vergebens. Das Unheil nimmt seinen Lauf. Wenig mehr als zwei Jahre, und die Gestapo beschlagnahmt die gesamte Verlagsproduktion. Um ihr Leben zu retten, müssen die meisten Autoren ins Ausland fliehen. Scheiterhaufen mit den Büchern fortschrittlicher Schriftsteller brennen auf den Marktplätzen des einem teuflischem Regime anheimgefallenen Deutschlands. 75 % der Kiepenheuer-Produktion wird dabei vernichtet. Alle Ansätze eines freiheitlichen Lebens sind in den Wind zerstoben. Zu Asche scheint auch ein Verlagswerk gebrannt zu sein, das sich ganz aus dem Geiste der Freiheit gestaltet hatte. Doch die Glut glimmt fort. Und wie ehedem wird nach der Zerstörung äußerer politischer Wirksamkeit der Weg nach innen beschritten und insgeheim der Tyrannei Widerstand geleistet.

1940

DAS DRITTE REICH

Ein neuer Weltkrieg, von ruchloser Hand entfesselt, tobt über Völker und Kontinente hinweg. Mit bewußter Zurückhaltung, immer unter der Kontrolle einer ihn mißtrauisch beäugenden Reichsschrifttumskammer, versucht Gustav Kiepenheuer die innere Front des Widerstandes mit geistiger Kost zu stärken. Unter dem Namen Kiepenheuer-Bücherei ersteht die Liebhaber-Bibliothek, wenn auch nur im bescheidenen Umfange, neu. Bändchen wie Runges Briefe, die Gedichte und Lieder Johann Christian Günthers und ein Brevier des unsterblichen Lichtenberg reihen sich würdig an ihre Vorgänger an. In der Romanproduktion wurden, solange es möglich war, Übersetzungen bevorzugt. Mit Turgeniews „Rauch" und Tschechows

„Geschichten vom Alltag“ gelingt es mitten im Kriege, zwei bisher in Deutschland unbekannte Meisterwerke der großen russischen Literatur zu erschließen.

Inzwischen ist der Krieg in ein totales Stadium getreten. Die Versklavung des Menschen geht ihrem Höhepunkt wie aber auch ihrem Schlußpunkt entgegen. Die letzten Asyle der Freiheit werden vernichtet. So wird selbstverständlich auch der Verlag geschlossen. 1944 zieht sich Gustav Kiepenheuer in die Stille nach Hohnstein zurück. Er, der stets den Pulsschlag der Zeit vernahm, wußte auch jetzt, was die Stunde geschlagen hatte: das Ende des Hitlerregimes und den Beginn einer neuen fortschrittlichen Epoche. 1945 sieht er die Trümmer der zerschlagenen deutschen Wehrmacht in die Wälder flüchten und erlebt bald darauf den Einzug der Roten Armee. 1946 hält ein Auto vor seiner Tür und bringt die Aufforderung der Thüringer Regierung, in Weimar sein Domizil wieder aufzuschlagen und seine Verlegertätigkeit zu beginnen. Trotz aller großen zeitbedingten Schwierigkeiten geht er mit frischem Mut an die Arbeit, die nun, befreit von allem Zwang, sich wieder völlig einer weltweiten Humanität widmen darf. Zwar fehlt noch die junge Generation, fehlen die alten, in die Emigration gegangenen und dort verbliebenen Freunde; aber mit den Neuauflagen bewährter Bücher wird der Grundriß des weiteren Aufbaues vorgezeichnet, prägt sich die Form neuerlich nach dem Gesetz aus, nach dem Gustav Kiepenheuer angetreten: dem Geist der Brüderlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit.

Nur ist leider der Körper nicht mehr fähig, dem hohen Wollen des Herzens Folge zu leisten. Von Jahr zu Jahr schwinden die Kräfte mehr dahin. Aber selbst in den schwersten Krankheitstagen läßt die Anteilnahme am zeitlichen Geschehen wie am Fortbestand und Wachstum seines Lebenswerkes nicht nach. Wo viele gesunde Menschen Nöte und Schwierigkeiten der Nachkriegszeit verzagen lassen, bleibt der halbgelähmte Mann in seinem Glauben an den endlichen Sieg der besten und fortschrittlichsten Kräfte seines Volkes ungebrochen. Wenn er auch fühlt, daß der eigene Lebenstag sich neigt, sieht doch sein Auge, das so oft mit einem einzigen Blick aus der Masse eingesandter Manuskripte das Echte und Wertvolle ausspähte, das Morgenrot einer freudigeren und helleren Zukunft aufgehen. So wie sich nun die Hände regen, um Schutt und Trümmer zu beseitigen und die ersten Mauern aufzurichten, wird auch alsbald eine geistige Regsamkeit in Deutschland aufbrechen, nicht mit dem stürmischen Überschwang von 1918, sondern spröder, herber und realistischer, dafür aber tiefer wurzelnd und ausgereifter als ehedem. Und wieder wird sein Verlag mit dabei sein, um

die Ernte aufzunehmen, dieser Verlag, den er so weit zum Leben erweckt hat, daß er von neuem einen bedeutsamen Faktor des kulturellen Lebens bilden darf.

Als er am 6. April 1949 für immer die Augen schließt, wird es deutlich, daß „die Spur seiner Erdentage" nicht vergangen ist. In den Druckereien und Bindereien werden Bücher fertiggestellt, die er selbst noch ausgewählt und vorbereitet hatte. Seine warme Menschlichkeit, sein umfassender, stets der Zukunft zugewandter Geist wirken mit unverminderter Kraft in seinem Werke weiter.

1950

VIERZIG JAHRE GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

Mitten in dem großen Ringen um den Neuaufbau der Welt wie unseres Vaterlandes gedenkt der Verlag seines Gründers und weiß ihn nicht besser zu ehren, als daß er sich entschieden einreiht in die Gemeinschaft zahlloser Frauen und Männer, die sich der großen Idee eines immerwährenden Friedens auf Erden und einer ständigen sittlichen wie ökonomischen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes geweiht haben.

Mit den Beiträgen der Freunde und Mitarbeiter des Verlages, denen wir an dieser Stelle besonders herzlich danken möchten, geben wir Zeugnis für das Getane und Vollbrachte, das uns dazu anspornt, gemeinsam mit allen fortschrittlichen Kräften der Wahrheit zu dienen und dadurch den Weg zu einer neuen und schönen Zukunft zu ebnen. Möchte darum der Name Gustav Kiepenheuer stets ein Symbol für eine verlegerische Arbeit bleiben, die sich das Bild des lebendigen Menschen zum Maß all ihres Strebens, Tuns und Vollbringens gesetzt hat.

Weimar, im Jahre 1950. *Gustav Kiepenheuer Verlag GmbH.*



VERLAGSHAUS WEIMAR NEUGASSE
1910—1918

Heinrich Mann †

GUSTAV KIEPENHEUER

Diesen Mann habe ich gern gehabt, seinen Ehrgeiz, seine Tapferkeit, Genußfreudigkeit, die beständige Gesinnung: sie deutet auf eine glückliche Herkunft, wie sein Name. Kiepenheuer ist ein charaktervoller Name, mit dem Klang nach der norddeutschen Küste. Hat ein Vorfahre im Hafen die Schiffe bestiegen, mit Körben, ganzen Türmen leerer Körbe, die er den ausfahrenden Fischern abtrat? Aus ihren Netzen schütteten sie nachher das Gewimmel der gefangenen Fische in die Kiepen. Ihr Heuer schätzte die Ware und trug sie zum Markt. Die Körbe des Kiepenheuers waren dann wieder leer, dufteten jetzt aber stark, nach der See und ihren Geschöpfen. Er wusch, vermietete nochmals, bewirtete seine Gehilfen mit Kümmel, einen Groschen die Flasche.

Der Nachkomme hat seine Arbeit, nach Art des alten Kiepenheuers, an Werken der Natur verrichtet; bei ihm war es Menschenwerk, aufgetragen von Natur, von ihr gebilligt, wenn es dies wert war. Gustav der Enkel hielt liebevoll zu seinen Büchern, wie der vergangene Heuer einen geglückten Fischfang ehrte. Sein wurden die Bücher, wenn er sie zu Markt trug, den Fang auslegte, seine treffliche Beschaffenheit vorführte, ihn erfolgreich machte. Zeiten der unbefriedigten Nachfrage begaben sich auf den meisten Feldern: er hatte noch Stoff, was er anbot, war über Durchschnitt begehrt; die sich antreffen lassen vom Krieg und Nachkrieg, essen viel Fisch und lesen mehr. Nicht, daß er es darum leicht gehabt hätte. Ein Beruf, der sich an Bücher hält, wird nicht sorgloser, wenn wohl Fische, nicht aber Bücher gültige Preise haben; jede Zahl kommt für den richtigen Wert zu spät. Das ist nicht alles, sondern ein Verleger hat für sich persönlich zu fürchten, da im Lande nachgrade die Gewalt das Schicksal an sich reißt.

Dann zeigt sich, daß ein Verleger wie dieser seine Sicherheit außer acht ließ, als er gewisse Bücher wählte und zu Markt trug. Andere Produkte, die national gewesen wären anstatt human, verdienten den Vorzug vonseiten eines Verlegers, der im voraus an sich selbst denkt. Seiner Tätigkeit einen sozialen Stempel aufzudrücken, bewies auch keine geschickte Erwägung der gegebenen Aussichten. Die nächsten mochten angehen, die über-

nächsten nicht mehr. So hat es immer gestanden, mag sein vielen Ortes, aber besonders in dem Land, wo Kiepenheuer Dienst tat. Ihn hat es nicht bekümmert. Er wurde angeschossen, mehrmals, in verschiedenen Abschnitten der Dinge, da ihr Verlauf immer derselbe blieb, einbegriffen den Haß, der nur das Maß verlor. Zuerst verlor er es bei den gesteigerten Dummköpfen, die sich und ihresgleichen verteidigten gegen die Möglichkeit humaner Gewinne, glücklicherer Menschen.

Daher dann zertrümmerte Gliedmaßen. Gesetzt, Schüsse auf ihn wären ziellos, er wäre nicht gemeint gewesen. Das steht nie fest, er selbst war schwerlich im Klaren. Den Zufall anzurufen, wäre dennoch verfehlt. Es ist niemals sinnlos, wenn die zeitgemäßen Verfolgungen, meinetwegen ohne Verabredung, gerade dich treffen. Du warest vertrauensvoll, als ob Gesetzlichkeit und Ruhe beständen. Man darf ihnen nie ganz trauen, nicht einmal in den kurzen Pausen, wenn sie sich allenfalls zu behaupten scheinen, sie tun es unverbürgt. Unsere Mitschuld, der Beitrag eines Kiepenheuer fügt der öffentlichen Verwirung wohl nichts mehr hinzu: eher wird es dienen, daß einer sich freuen kann bis in die Stunden, deren jede ihn warnt.

Das letzte Buch, das er von mir nahm und dankbar veröffentlichte, hieß „Geist und Tat", schon kein erlaubter Titel mehr, wenn die ganze Macht mitsamt den nationalen Sympathien im Begriff ist, dem erklärten Widergeist anheimzufallen. Vom Inhalt nur soviel, daß er französische Literatur berührte. Wie konnten wir! Kiepenheuer, wie konnten wir vergessen, was nächstens, so gut wie ohne Aufschub, Verrat bedeuten sollte. Die es beschlossen, hatten allbereits das große Wort. Hier schwiegen sie, man hörte Zähne knirschen, das Geräusch versprach uns dies und jenes. Ich nahm es zum Übrigen. Ihr eigenes Vergnügen drückte der Einband aus. Seine Farben waren ungewohnt prächtig, Pracht mit Geschmack, eine Seltenheit für Kenner. Der Maler Mopp, ein großer Maler, teilte Ihr Vergnügen, er bildete Ihren Buchdeckel auf seiner Leinwand ab.

Mit dem Verleger Kiepenheuer bin ich spät zusammengekommen. Als ich ihm einen Roman geben konnte, durfte ich nicht nur den Kaufmann kennen lernen, mehr noch den fühlenden Menschen. Er bat mich, um den Vertrag zu unterzeichnen, in sein Geschäft. Gesagt muß werden, daß während der Stunde, die wir dort Kaviar aßen und Sekt tranken, keine vollen Kiepen abgeholt wurden: so stand es mit unseren Büchern schon nicht mehr, die weltweite Zerstörung, die nächstens in Schwung kam, stieß auf uns eben hier. Wer aber seinen selbstbestimmten Ehrgeiz hat und weiß, was er will, verlegt Bücher um ihrer und um seinetwillen. Eine Zeitlang ersetzt er die höheren Gewinne mit der guten Gelegenheit tapfer, beständig und

ein freudiger Genießer zu sein. Es gibt nichts Richtiges, auch nichts Übertriebenes, das ein Autor, dessen Werke er begehrt hat, nicht einstecken dürfte von einem Verleger, der vorausahnt wie hier ...

Damit weder seine Sprache noch diese Stunde alltäglich scheinen, erfolgt die ungewöhnliche Bewirtung. Kümmel, einen Groschen die Flasche, verschenkte der alte Heuer. Die Freude ist dieselbe, Mannhaftigkeit und heiteres Herz, beides dasselbe. Ein anderes Mal führte er mich in den Newa-Grill, der sich festlich gab, da Kiepenheuer eintrat. Der gewählte Tisch wurde von selbst der Platz, um angeregt glücklich zu sein. Der Geist des Ortes verlieh, gleich beim Essen, der Karaffe Wodka ihre Berechtigung und Bekömmlichkeit. Das russische Getränk löste meinem Freund keine Tränen, lachlustig wurde er auch nicht, nur begierig, im Sinn der Literatur, auf Gestalten des Lebens. Was ihre Existenz mit ihnen nicht vorhatte noch vermochte, das Beunruhigende bekamen sie von ihrem Roman.

Wer erhabene Überwelten, es können Romane sein, diese Wirklichkeit beleben läßt, anerkennt um so eher in ihrem rohen Zustand vor der Belebung den Ruf, den sie verdient. Hier ist wieder Kiepenheuer, wie sollte er nicht in Betracht ziehen, daß die Wirklichkeit schamlos tötet; daß Typen, die damals sprachen: „Wir haben vor euch voraus, daß wir töten können", die gemeine Wirklichkeit schlechthin sind. Übersehen wird er sie nicht, obwohl es geschehen kann, daß er bei einer Heimkehr durch Straßen von nirgends unterbrochener Dunkelheit nicht aufpaßt. Erscheinungen, die verstohlen auftauchen und der Vorsorge wert wären, hat er wohl mal mißachtet. Üblich und geboten ist bei ähnlichem Anlaß, daß man die äußere Haustür, die oft aus Glas ist, sehr schnell öffnet, um geduckt nach womöglich unsichtbaren Tiefen zu entweichen. Sonst kann noch immer der Schuß das Glas zersplittern, ohne übrigens zu treffen. Ich nicht, aber Kiepenheuer hatte nachher einen Arm weniger.

Das ist so oder anders geschehen. Ob es geplant war? Diesmal hinzugesetzt: vielleicht von ihm? Unvorsichtigkeiten werden allenfalls, aus inneren Gründen planvoll. Groß ist zu beachten, wann Unvorsichtigkeit eintritt für Hochherzigkeit: diese war heimlich gemeint. Wir beiden Reisenden, ich mit meiner Frau, waren seit kurzem draußen, als sie ein Buch vermißte. Der Weg in die Weite sollte weiterführen als angenommen, kostete aber Verluste auf ganzer Strecke. Im Rücken ein Land, das wir bedauerten, bereuten, ersehnten, aber ohne gegenwärtiges Zurückverlangen, da erinnerte man sich aus dem Land an alte Harmlosigkeiten, boshaft waren sie auch einmal gewesen. Meine Frau ließ mich an Gustav Kiepenheuer schreiben, wie leid es ihr war um ihr Busch-Album. Eine Mitteilung ohne Folgen

natürlich, denn uns antwortete niemand, das mißbilligten wir nicht. Vielmehr bedeuteten wir jedem, er möge schweigen, wir nannten keinen Aufenthalt noch Absender. Eintraf das Busch-Album.

Verehrter Kiepenheuer, dies ist nochmals der Augenblick, Sie anzusprechen, nun Sie tot sind und nicht mehr auf dem Postamt erscheinen. Sich selbst, keinen Angestellten setzten Sie der Gefahr aus, Sie in Person konnten hierfür vor Ende der Nacht „abgeholt" werden; Ihren Rest von Freiheit und das Leben haben Sie gewagt, damit Ihr Autor sich nicht aufgegeben fühle, damit seine Frau die kleine Freude habe. Das wäre jetzt alles eins, nicht wahr, wenn Sie doch tot sind und die Welt weiter macht, ob Sie ein hohes Herz hatten oder nicht. Nein, das ist nicht wahr, sondern wer tapfer lebt und stirbt wie Sie, bleibt ein Zeuge gegen den Tod. „E poi la morte è nulla", klingt gut aus dem Mund eines Jago, der einen „grausamen Gott" hat. Kiepenheuer, einfach, gerade, gemacht um recht zu handeln, kommt mit seinem Paket. Kiepenheuer, in Berlin mehr verkrüppelt als noch dienen kann, wechselt einfach nach Weimar.

Die Straße, die er in Weimar bewohnt hat, sollte nach ihm benannt werden. Er ließ es, um sein leibliches Hiersein noch etwas zu verlängern, bei der Zone Deutschlands, die vorher, Zone war sie noch nicht, seinem Leib viel zugemutet hat: aus Gründen wahrscheinlich. Damit auch Deutschland lebt und der Tod der Menschen keine Null mehr ist, bedarf es mancher Gestalt von seinem stillen Ehrgeiz, seiner unbedachten Tapferkeit, der Freude am Genuß, so unverzagt wie das Gemüt beständig. Es bedarf des feinen, eindringlichen Glanzes der guten Helden.

Santa Monica, Dezember 1949.

Hermann Kasack

ERINNERUNG AN G. K.

Geka, mit dem Ton auf der zweiten Silbe, so nannten wir damals Gustav Kiepenheuer nach den Anfangsbuchstaben seines Namens, so lebt er in meiner Erinnerung. Damals: das war die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, die erste Hälfte der zwanziger Jahre.

1919 hatte ich, noch Student in München, ihn kennengelernt. Ich erzählte ihm von meiner Beschäftigung mit Hölderlin-Handschriften. Griffig und rasch entschlossen, wie er war, forderte er mich auf, in Gemeinschaft mit Friedrich Seebaß eine vierbändige Hölderlin-Ausgabe für seinen Verlag zu besorgen. Sein Verlag war von Weimar nach Potsdam übersiedelt, und dort habe ich, ein Jahr später, das Amt des Lektors übernommen, das nach dem Tode Ludwig Rubiners verwaist geblieben war.

Fünf Jahre verbrachte ich meine Arbeitsstunden in den Räumen des Verlages, die sich in Verbindung mit Kiepenheuers Wohnung in der Viktoriastraße dem Park Sanssouci gegenüber befanden. Das war ein Stück Lebenszeit, von dem einiges erzählt und bewahrt werden soll.

Die erste Überraschung wurde mir bei einem der abendlich-nächtlichen Gespräche zuteil, bei denen sich Geka ebenso unermüdlich im Reden wie im Trinken bewies. Jeder Anregung zugänglich, die seinen verlegerischen Ideen entgegenkam, schwärmte er von immer neuen Plänen und Projekten und begegnete jedem Zweifel an der Realisierung mit einem Lächeln, das nicht nur seinen Optimismus, sondern ein seiner Aufgabe sicheres Triumphgefühl spiegelte. Er formte in Gedanken ganze Städte aus Büchern, er war besessen, die Menschen zu Lesern zu erziehen. Wir saßen an einem der Rauchtische, auf dem so überflüssige und so liebenswerte Kleinigkeiten standen – alte Tabatieren, Figuren, Schalen. In vorgerückter Stunde fuhr er sich in einer Gesprächspause mit der Hand über das Gesicht, zwinkerte und legte, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, sein Auge auf den Tisch. Auf diese verblüffende Weise wurde ich davon in Kenntnis gesetzt, daß er ein künstliches Auge trug, treffend nachgebildet, denn ich hatte bisher immer gemeint, daß es mich besonders forschend und verständnisvoll anblickte.

Eine andere Überraschung stellte sich ein, als der Verlag nach einigen Monaten meiner Mitarbeit im Zusammenhang mit der beginnenden Inflation in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet. Die Bedrängnis wurde so ernst, daß über das Unternehmen zur Abwendung des Konkurses die sogenannte Geschäftsaufsicht beantragt werden mußte. Es war nicht ganz einfach, das damit verbundene Moratorium zu erreichen, denn die Aktiven, die einen ungefähren Ausgleich der Schulden gewährleisten sollten, bestanden in kaum realisierbaren Autorenvorschüssen – denn in dieser Hinsicht war Geka immer sehr großzügig –, in ebenso theoretischen Verlagsrechten und in einem fertigen und halbfertigen Bücherlager, das zwar großartige geistige Werte aufwies, aber nur wenig Aussichten für einen möglichen Absatz und Verkauf bot.

Unser Geka, die Stirn ein wenig kraus gezogen, aber erwatungsvoll lächelnd, weil er an die Überlegenheit seines Idealismus über die Mechanik der Realität glaubte, unser Geka ging eines Morgens, die Zwischenbilanz in der Aktenmappe, mit seinem Prokuristen zum Gericht, und es gelang seiner Beredsamkeit, die beantragte Geschäftsaufsicht durchzusetzen – zwei Stunden vor der Fälligkeit nicht mehr zu begleichender Forderungen. Es gelang ihm durch die Sicherheit eines Mannes, der davon überzeugt ist, daß ihm von der Welt Unrecht geschehen sei: er hatte mit gutem Willen Gutes produziert, er hatte durch seine Veröffentlichungen der Idee des Humanismus und der Menschlichkeit in altem und jungem Gewande gedient, es war nicht seine Schuld, wenn die Deutschen diese Bücher nicht kauften. Für sich selber hatte er immer überraschend bescheidene Beträge in Anspruch genommen.

Gelassen und ein wenig sorgenentlastet ertrug er, daß nun ein vom Gericht bestimmter Treuhänder alle Entscheidungen über die für den täglichen Fortgang des Betriebes notwendigen Ausgaben zu treffen hatte.

Im Laufe der nächsten Zeit sanierte sich der Verlag, es wurde eine Aktiengesellschaft gegründet. Da die Bankherren verhindern wollten, daß Geka künftig allzu freigebig mit Autorenvorschüssen umging, wurde ein ihm gleichberechtigter Direktor der Kiepenheuer-Verlags-A.-G. beigegeben. Für diesen Posten wurde zur Überraschung meiner fünfundzwanzig Jahre ich selber bestimmt. Groteskerweise wurden Gekas Befugnisse vorwiegend auf das Literarische, die meinen auf das Geschäftliche festgelegt. So war der Dichter in den nächsten Jahren für die Steuerbilanzen zuständig und der erfahrene Verleger und Geschäftsmann für das literarische Programm. Wir haben uns aber gut verstanden und die uns von dem Aufsichtsrat übertragenen Funktionen in der Praxis auf vernünftige Weise ausgetauscht.

Das Gesicht des Verlages in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre wurde auch durch seine Mitarbeiter bestimmt. Der Prokurist Wolffes, der Propagandist Pfannkuche, der Huysmans übertragen hatte, der Leiter des Theatervertriebes Scheyer bildeten die eine Gruppe. Während meiner Zeit holte sich Geka neue Kräfte aus einem gemeinsamen Freundeskreis. So waren in der Leitung der Herstellung nacheinander beschäftigt Edlef Köppen, der später den großen Roman „Heeresbericht" geschrieben hat, Wolf Przygode, der auch den „Verlag der Dichtung" mit der gleichnamigen Zeitschrift als eine besondere Abteilung bei Kiepenheuer leitete, und Georg Kulka, dessen expressionistischer Gedichtband „Der Stiefbruder" bei Strache in Wien wie der seinerzeit erregende Konflikt mit Karl Kraus nur noch wenigen bekannt sein dürften. Sie alle zählen zu den Toten. Sie starben in den zwanziger Jahren mit Ausnahme von Edlef Köppen, der 1939 gestorben ist. Im Verlag gab es an Mitarbeitern nur noch Oda Weitbrecht, die später einige schöne Drucke in einer eigenen Handpresse gemacht hat, Ernst Angel, der die Propaganda für das Buch des großen russischen Regisseurs Tairoff „Das entfesselte Theater" durchgeführt hat, gab es dann Friedrich Sternthal, der heute in USA lebt.

Das Engagement von Sternthal war für die Hilfsbereitschaft von Geka bezeichnend. Ich hatte Geka gebeten, ihn einmal zu empfangen, um über ein geplantes Goethe-Buch mit ihm zu sprechen. Bei der Unterredung merkte Geka, daß Dr. Sternthals wirtschaftliche Lage recht prekär war, und er mochte auch spüren, daß das von ihm beabsichtigte Buch über Goethe immer ein Wunschgebilde bliebe (womit er auch recht behalten hat), und so bot er ihm zu Sternthals größtem Erstaunen sofort an, als festbesoldeter literarischer Mitarbeiter in den Verlag einzutreten, obwohl im Augenblick gar keine Vakanz vorhanden war. Diese Art, impulsiv zu handeln, war eine Eigenschaft, die für unseren Geka charakteristisch gewesen ist, und ihr war mancher Erfolg und auch mancher Rückschlag zuzuschreiben. Bei allen Rückschlägen indessen, die auch später nicht ausgeblieben sind, bewies Geka die unnachahmliche Art eines Stehaufmännchens. Seine Aktivität glich immer der Bereitschaft zum Leben, zum eigenen wie zu dem seiner Autoren und Freunde.

Kaum ein Abend verging, ohne daß sich der eine oder andere bei ihm zu Gespräch und Beratung einfand – ob es Bert Brecht war, dessen erste Dramen bei ihm erschienen sind, oder Paul Westheim, der Herausgeber der avantgardistischen Zeitschrift „Das Kunstblatt", Walter Mehring oder Karin Michaelis, Otto Zoff oder Ringelnatz, mit dem wir manchen Morgen herangetrunken haben, Karl Einstein mit dem großen „Europa-Almanach"

von 1925, Theodor Csokor, heute Präsident des österreichischen PEN-Clubs, der Philosoph Constantin Brunner, dessen warnende Schrift vor der Gefahr durch den pseudodeutschen „völkischen" Geist unbeachtet blieb, oder Iwan Goll aus Paris, Rudolf Schlichter, der einige Bücher illustrierte, oder Walter Gramatté mit seinen Bildern zu Gogols „Mantel", Emil Ludwig oder Carl Sternheim, Eduard Trautner oder Ernst Toller. Viele Gäste, wie Ottomar Starke, Wedderkop, der Schweizer Max Pulver, wie Egon Erwin Kisch, Johannes Urzidil, Franz Blei schrieben witzige Epigramme an die Wände des Ortes der Örter.

Zu einem der jährlichen Verlagsfeste gaben Edlef Köppen und ich im Januar 1925 eine Privatzeitschrift in geringer Auflage heraus unter dem Titel „Kiepenheuers Tabatiere". Dieses Heft, das heute zu den bibliophilen Raritäten gehört, enthielt ein Widmungsgedicht an Geka von Edlef Köppen, das auch auf seine Liebe zum Wintersport Bezug nimmt. Es verdient, nach fünfundzwanzig Jahren noch einmal gedruckt zu werden, weil es auf eine heitere Weise das Bildnis unseres Geka zeichnet:

Wer Schneeschuh läuft, ist gut. Denn seine Spuren
Vergehn, gewissermaßen, nie im Sande.
Und wessen Spuren nie im Sand vergehn,
Der darf Verleger sein im deutschen Lande.

Ski heil! mein Gustav! Rutsche mutig weiter!
Gut Tele-, Rücken- und auch Rentenmark!
Wobei wir an den Autor Goethe denken:
Der sagte: Sport! Das andere sei Quark.

Und schließlich hat er recht. Die Zeit ist trübe.
Das Publikum will mehr als trockne Schwarten.
Ski heil! mein Gustav. Springe, rutsche, übe.
Ich wünsche wohl zu starten.

Gekas Start, immer wieder von neuem begonnen, wurde mit dem Jahre 33 entscheidend gelähmt. Als ich ihn nach 45 beim Deutschen Schriftstellerkongreß in Berlin zum letzten Male sah, sprach aus ihm der Wille zum neuen Anfang im alten Sinn. Aber da war seine Vitalität schon gebrochen – nicht nur durch die schlimme Verletzung seines Armes, die er sich bei einem Luftangriff zugezogen hatte, sondern auch durch die nervenzerreißenden

Jahre des Nazi-Regimes. Es ist wichtig, von einem Menschen, der mir über den Alltag hinaus ein Begleiter des Lebens gewesen ist, sagen zu können, daß das, was sein geistiger Wille allgemein geprägt hat, seine persönliche Existenz überdauern wird. Leb wohl, Geka.

Stuttgart, Dezember 1949.

VERLAGSHAUS POTSDAM - WILDPARK
1918—1928



Anna Seghers

DANK AN GUSTAV KIEPENHEUER

Der Kiepenheuer Verlag hat mein erstes Buch herausgebracht und mir geholfen, als ich nach Berlin kam und meine Arbeit als Schriftsteller begann. Er hat vielen andern geholfen, er hat das Seine dazu getan, daß Bücher mit guten Gedanken in gutem Deutsch von den Menschen gelesen werden. Gerade in einer Zeit, in der das Land und seine Sprache dicht vor der Gefahr standen, von innen heraus verwüstet zu werden, hat er sich für Namen eingesetzt, die heute wie damals mit Freiheit, Kühnheit und Klarheit verbunden sind.

Berlin, den 21. Januar 1950.



VERLAGSHAUS BERLIN
ALTONAER STRASSE
1928—1932

Frank Thieß

GUSTAV KIEPENHEUER ZUM GEDÄCHTNIS

Ein Vortrag

Es ist ein seltenes Geschenk, wenn die Erinnerung an einen Menschen, mit dem man über viele Jahre hin freundschaftlich verbunden war, durch kein Mißverständnis, durch keinen noch so flüchtigen Streit jemals die geringste Trübung erfahren hat. Und wenn dieser Mensch obendrein ein Verleger war, muß man es eigentlich als ein Wunder bezeichnen. Ich habe wiederholt darüber nachgedacht, ob es vielleicht an unser beider friedliebender Natur lag, aber ich bin überzeugt, daß mein Charakter für diesen glücklichen Zustand weit weniger verantwortlich gewesen ist als der Gustav Kiepenheuers. Denn er steht vor meinem geistigen Auge nicht nur als der ideale Verleger, sondern auch als ein Mensch, dem von Natur ein so erheblicher Teil Lebensweisheit zugemessen war, daß man schon ein streitsüchtiger Hysteriker sein mußte, um mit ihm in Zwist zu geraten. Zu dieser Lebensweisheit gehörte ein Humor, der mich bei jeder Begegnung mit ihm in Entzücken versetzte, weil er sich nicht in pointiertem Witz, sondern in einer Art von kaustischer Ironie äußerte, die an den Grund der Dinge rührte. –

Als Verleger war Gustav Kiepenheuer groß durch seine einzigartige Fähigkeit, Talente zu entdecken und sie zugleich geistig zu lenken. Dies geschah ohne den geringsten Druck von außen, niemals belehrend, niemals vom erhöhten Thronsessel her, sondern mit einem seltenen Takt, beiläufig freundschaftlich plaudernd, anregend. Ich habe darin eines seiner großen diplomatischen Kunststücke gesehen, wie er mich anläßlich eines Gesprächs über die moralische Brüchigkeit unserer bürgerlichen Gesellschaft unmerklich dahin führte, diese Gedanken mit der Gestalt einer Frau zu verknüpfen, deren Bild mir vor Augen stand, mich veranlaßte, auf das problematische Thema einen Roman zu komponieren. Er drängte nie. Er war in Geldfragen niemals kleinlich, im Gegenteil: es ist ihm stets eine Freude gewesen, den jungen Schriftsteller auch finanziell so sicherzustellen, daß er ohne nervöse Hast produzieren konnte. So oft ich bei ihm war, er wußte

einem sogar in der schwersten Zeit Hoffnungen zu geben und Mut zu machen. — — —

Am meisten habe ich seine Haltung während der Nazijahre bewundert. Der Abscheu gegen das Regime lag so tief in seiner stillen, klaren und noblen Wesensart begründet, daß er sich gar nicht erst in politische Erwägungen über die Möglichkeit einer zunehmenden Verbesserung der Lage, an die anfänglich viele glaubten, einließ. Er sagte zu mir im Jahre 1933, als nicht nur meine, sondern auch die meisten anderen Bücher seines Verlages am „Schandpfahl" verbrannt worden waren: „Wir haben nichts zu hoffen. Den Kerls fehlt jeder Verstand, aber etwas haben sie: den Instinkt dafür, wo ihre Feinde zu suchen sind. Es wird uns nichts übrigbleiben, als sie zu überlisten, denn Kompromisse mit ihnen gibt es nicht." Es ist mir von jeher unbegreiflich gewesen, wie es Gustav Kiepenheuer gelang, trotz Verbrennung, Haussuchung, Verhören, trotz Verfemung und Verwarnung diese zwölf Jahre zu überstehen. Er überstand sie ohne die geringste Klage mit der wundervollen Tapferkeit eines Mannes, der sich mittags mit einer 10-Pfennig-Suppe begnügte, der seinem verlorenen Vermögen keine Träne nachweinte und während der finsteren Zeit nur Bücher druckte, die er verantworten konnte. 1939 brachte er meine „Wölfin" heraus. Sie wurde prompt verboten. „Wir haben Pech miteinander", sagte er lächelnd zu mir, „aber wenn wir nicht daran kleben bleiben, wird es sich eines Tages als Gold erweisen." Er glaubte nicht an ein rasches Ende dieser gefälschten Revolution. So oft wir einander sahen, nickte er mir zu: „Nur kein vorzeitiges Entzücken über ihre gigantischen Fehler. Es kommt noch ganz anders."

Nein, er klagte nie, nicht einmal zornig war er. Nur an zwei Tagen sah ich ihn wie innerlich gebrochen: als die Judenverfolgungen begannen und als der Krieg mit der Sowjetunion ausbrach. Ich versuchte ihn zu überzeugen, daß dies der Anfang vom Ende sei. Er antwortete: „Das ‚Ende' ist bekanntlich in der Seemannssprache ein Strick. Ich fürchte, man wird uns an diesem Ende aufhängen."

Wenig beklage ich heute so sehr, als daß ich es unterließ, die Fülle der Bonmots, die Gustav Kiepenheuer über die Nazis prägte, aufzuschreiben. Aber man war vorsichtig geworden mit dem Schreiben.

Was für ein Mensch ist mit ihm von uns gegangen! Als ein Flaksplitter seinen rechten Arm zertrümmerte, sagte er zu mir: „Es ist mir leider nicht vergönnt gewesen, für unsern ‚Führer' zu sterben, immerhin bin ich in der glücklichen Lage, kein falsches Protokoll bei der Gestapo mehr unterschreiben zu können. Das ist auch was wert." Seine Hand war zerbrochen, nicht

sein Mut. Er arbeitete weiter, er schlich sich durch Mäuselöcher, er fand immer wieder Wege, um die Produktion seines geschrumpften und dauernd durch Papiersperrungen gestörten Verlags nicht sterben zu lassen. Er wollte lebend aus der Hölle kommen, und es ist ihm gelungen. Wie oft haben wir uns über die geringen, noch verbliebenen Möglichkeiten der Drucklegung anständiger Bücher unterhalten. Wie gern hätte er „Das Reich der Dämonen" gedruckt, das ich meinem Wiener Verlag geben mußte. Doch er hätte auch damit kein Glück gehabt. Es wäre auch bei ihm verboten worden. So untrüglich sein Sinn ihn vor der Hitlerzeit stets Manuskripte finden ließ, mit denen er große Erfolge erzielte, so untrüglich griff er später immer daneben. Schließlich zog er sich in die unangreifbare Burg der Klassiker und Nachklassiker zurück.

Das sind die dunklen Zeiten gewesen, ich mußte von ihnen berichten, weil gerade vor diesem finsteren Hintergrund seine Gestalt besonders hell erscheint. Doch ich darf auch die guten Jahre nicht vergessen. 1927 veröffentlichte er das erste Buch von mir und besuchte mich damals mit Noa Kiepenheuer am Steinhuder Meer. Beide hatten vor kurzem geheiratet und brachten eine Welle von Heiterkeit in mein stilles Holzhaus. Als ich mit ihm hinaussegeln wollte, sagte er: „Sie sind im Zeichen der Fische geboren, also werden Sie auch unter Wasser schwimmen können. Mir wollen Sie vorher garantieren, daß Sie mich wieder trocken ans Land bringen, denn ich möchte noch viel von Ihnen verlegen." Selten bin ich mit so viel Vorsicht gesegelt wie an jenem Tage.

Er hat uns verlassen, aber so oft ich sein Bild vor mir sehe, ist es mir, als stünde er immer noch im Leben, als müßte sich die Tür öffnen, er träte ein und spräche mit dem Lächeln seines hellen scharfen Blicks zu mir: „Ich bin nur eine Zeitlang auf einem andern Stern gewesen. Die Erde wurde mir zu schwer, aber ich versichere Ihnen, auch drüben sieht es nicht viel besser aus." Und ich würde mich gar nicht wundern, wenn ich seine liebe Hand wieder in der meinen hielte.

Bad Aussee, im Februar 1950.

Max Tau

FÜR GUSTAV KIEPENHEUER

Gustav Kiepenheuer versuchte mit den Büchern, die er herausgab, dem Frieden der Menschheit zu dienen. Er hatte Mut genug, die Stimmen der Aufklärer zu sammeln, um durch die Selbstkritik, die diese Erzähler am deutschen Menschen übten, die Nation zu einer Wandlung aufzurufen; er wurde zu einem der Wächter ihres Gewissens.

Viele wollten nichts mehr von der Schuld am Kriege wissen, als Gustav Kiepenheuer 1928 den Mut hatte, Arnold Zweigs „Der Streit um den Sergeanten Grischa" zu veröffentlichen, der die verbrecherischen Machenschaften der militärischen Führung bloßstellte.

Nicht minder entschieden wandte sich das Verlagsprogramm Gustav Kiepenheuers gegen den aufkommenden Faschismus. Lion Feuchtwanger ließ mit seinem satirischen Roman „Erfolg" eine eindringliche Warnung ertönen. Er schilderte bereits vor Beginn des Dritten Reiches künftige Zustände und versuchte zu zeigen, wie dieser „Wunschtraum" in Wirklichkeit aussehen würde.

So mußte Gustav Kiepenheuer zu einem der bestgehaßten Verleger Deutschlands werden.

Blättert man in den alten Katalogen des Verlages, wird die eindeutige Richtung seiner Produktion einem von neuem bewußt. Bei all diesen großen Erfolgen blieb Gustav Kiepenheuer ein sehr bescheidener Mann. Er hatte Respekt vor der wirklichen Macht des Geistes, die sich in Freiheit entfaltet und durch ein echtes Ethos fruchtbar wird.

Eine verblendete Zeit kämpfte gegen alles, was er herausgab, aber die meisten seiner Bücher haben diese Epoche überlebt.

In Weimar, wo er einmal begonnen hatte, fing er 1945 wieder neu an zu verlegen, um dem Fortschritt zu dienen. Mitten im fruchtbaren Aufbau überraschte ihn der Tod.

Doch sein Lebenswerk lebt weiter.

Oslo, Dezember 1949.

F. S. Großhut

ZWEI AUTOREN UND EIN VERLEGER

Vierzig Jahre Verlag – das ist ein Datum. Vierzig Jahre Gustav Kiepenheuer Verlag – das ist Tat und Gleichnis.

Thomas Mann prägte einmal das glückliche Wort vom „militanten Humanismus". Der Gustav Kiepenheuer Verlag hat diesen Humanismus vier Jahrzehnte lang verwirklicht. Seine Autorenliste weist es aus. Das große Thema „Freiheit und Menschenwürde" wurde vielfach, aber stets im gleichen kämpferischen Geiste abgewandelt und der deutschen Leserschaft als Maß und Forderung entgegengehalten. Diese innere Einheit zwischen allen Veröffentlichungen des Verlages herzustellen, bedeutet eine nicht geringere schöpferische Leistung als die des Schriftstellers. Die Grenzen zwischen Schriftsteller und Verleger sind flüssig. Was darum Goethe, einst nach der Aufgabe des Dichters befragt, in zeitloser Gültigkeit ausgesprochen hat: „Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er da besseres tun?" – so gilt ein gleiches für den Verleger. Unermüdlich hat Gustav Kiepenheuer daran gearbeitet, die Vorurteile zu beseitigen, die Schranken engstirnigen Denkens aufzuheben und den Menschen einer besseren und reineren Gesittung zuzuführen. Er hatte die Leidenschaft zur Vernunft. Er sah die finstere deutsche Reaktion am Werk und unterschätzte nicht die Gefahren, die von dorther drohten. Er gab dem Geist das Zeichen, von der Defensive zur Offensive überzugehen.

Am Beispiel zweier Autoren des Kiepenheuer Verlages will ich es verdeutlichen. Ich habe von ihnen gelernt als Leser, geistig Schaffender und Rezensent. Diese zwei Schriftsteller sind Arnold Zweig und Lion Feuchtwanger.

Der deutsche Zusammenbruch von 1918 war erfolgt, die erwartete Katharsis blieb aus. Die geschichtliche Lehre war furchtbar und eindeutig, und doch wurde sie nicht beherzigt. Der Krieg war verloren, die Frage der Schuldigen, der kausalen Verknüpfung, des individuellen Anteils tauchte

auf. Kollektives Vergessen fand in den Kreisen des Junkertums, der Schwerindustrie und alten Militärs seine dunklen Befürworter. Die Fakten wurden ignoriert oder verdrängt. Eine denkwürdige Stunde brach für den Erkennenden an. Er hatte den Krieg am eigenen Leibe erlebt, wach, hellhörig, besonnen, und dann die Folgerungen gezogen. Er beschloß, um mit Büchner zu sprechen, nicht vor der Geschichte zu erröten. Er war Zeuge gewesen und erkannte die notwendige Pflicht zur Aussage. Der Krieg mußte angegangen werden, denn schon bereitete sich die Reaktion vor. Sie formierte sich, Geld und Waffen standen ihr hinreichend zur Verfügung. Es galt die Aufrüstung und den Revanchekrieg. Die sorgfältige und plangemäße Vorbereitung des Aufstandes der Dummheit mit den Mitteln der Gewalt. Was hatte der Schriftsteller dagegenzusetzen? Seine Einsicht, sein Wort. Das Wort wurde zur Waffe. Es erhob sich zur leidenschaftlichen Anklage und Beschwörung. Der Krieg war zu entlarven. Das Wort sollte aufrütteln und zur Friedensfanfare werden. Es war an der Zeit. Der „Kriegsroman" war fällig. Er sollte wirken. Aus sich. Aus der Kraft des echten Lebens und Erlebens. Aus der Kraft der künstlerischen Gestaltung. Er sollte überzeugend wirken. Der denkbar höchste Maßstab war an das epische Kunstwerk zu legen. Er stand gegen die Armee der Reaktion. Gegen alle, die ein klares Interesse am quieta non movere hatten. Gegen die Macht der nationalistischen und beschaulich-bürgerlichen Presse. Gegen den beträchtlichen Teil der deutschen Verlage, für die Verlegertum eine finanzielle Angelegenheit war, bei dem man nur eine idealistische Fassade zu wahren hatte. Entsprechend der Konjunktur. „Kriegsromane" gegen den Krieg waren offenkundig keine Konjunktur. Man schrieb das Jahr 1926.

Um diese Zeit begann Arnold Zweig seinen Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa", den er im folgenden Jahr beendete. Der Roman erschien in der Frankfurter Zeitung im Vorabdruck. Er erschütterte das so festgefügt scheinende Gebäude der öffentlichen Meinung. Die Resonanz war überwältigend. Aber volle Wirksamkeit erlangt ein Roman nur in Buchform. Arnold Zweig bot den „Grischa" einem großen deutschen Verlag an. Der Verlag lehnte ab! Kriegsromane seien nicht mehr „aktuell". Lion Feuchtwanger riet Zweig zu Gustav Kiepenheuer. Kiepenheuer nahm an. Es war eine denkwürdige Tat. Zweigs „Grischa" wurde ein Welterfolg. In- und Ausland widerhallten: das ist der Krieg! das ist die Menschheit! erkennt! entscheidet euch!

Plötzlich war alles anders. Mit einem Schlag wurde die Tragödie einer Generation zwischen den Kriegen aufgerollt. Die Erkenntnis triumphierte. Es war ein Sieg des Geistes, der an das denkende Individuum appellierte.

Aufgerufen wurde es von Arnold Zweig im Schicksal des russischen Kriegsgefangenen Grischa Iljitsch Paprotkin, den wahren Ursachen und zwangsläufigen Auswirkungen des unseligen Kriegsgeschehens nachzuspüren. Das Seltsame und Ungewöhnliche geschah: das Publikum begriff, was in diesem Anruf enthalten war. Daß die Tragik Grischas aller Angelegenheit war. Daß, was Grischa widerfahren, jedem einzelnen widerfahren konnte. Der Militarismus, im Beispiel dargetan am Annexionsdrang der deutschen Herrenklasse, wurde in seine letzten Bestandteile zerlegt, das Gewebe des elenden Pseudoheroismus zerfetzt. Im Berliner Tageblatt wies als einer der ersten Lion Feuchtwanger in einer ausführlichen Besprechung auf Größe und Rang des „Grischa" hin. Andere folgten. Erkannt wurde die Unbestechlichkeit der geistigen Einsicht, die Unbeirrbarkeit, der historischen Wahrheit zu dienen. Zweigs „Grischa" ist gültiger, reifer Ausdruck der in ihm gestalteten Zeit. Das Werk ist durchpulst von Vernunft. Es hat den deutschen Roman als Kunstwerk in hohem Maße weiterentwickelt, auf seine soziologische Funktion stärkstens hingewiesen. In die Front der deutschen Reaktion wurde die erste Bresche gelegt. Durch Arnold Zweig. Mit Hilfe Gustav Kiepenheuers.

Denkwürdig die Stunde, denn sie leitete über den „Grischa" die Ära der Antikriegsbücher ein. Der Verlag, der den „Grischa" abgelehnt hatte, erkannte die Zeichen der Zeit und „beeilte" sich, den Roman „Im Westen nichts Neues" des bis dahin unbekannten Schriftstellers Erich Maria Remarque anzunehmen. Die Flut der Kriegsromane setzte ein. Aus Zweigs „Grischa" entstand sein Zyklus „Der große Krieg der weißen Männer" mit „Junge Frau von 1914", „Erziehung vor Verdun", „Der Streit um den Sergeanten Grischa", „Einsetzung eines Königs", eine erregende Darstellung des Übergangs einer Epoche in eine andere.

Die Monarchie war zerbrochen, die Weimarer Republik gegründet worden; doch hinter dieser demokratischen Fassade saß die Reaktion fest im Sattel. Sie propagierte den Weltkrieg als eine durch den „Dolchstoß" verlorene Bataille; imperialistisches Trachten war Herrenpflicht. Das Problem der völkischen Keimzelle wurde akut. Es ging um die Verpflanzung des preußischen Militarismus. Kein Land war allem Preußischen mehr abhold als Bayern. Die Geschichte leistete sich einen tragikomischen Witz: in München saß das beredte schwarz-weiß-rote „Symbol" des hohenzollernsch-preußischen Überfallkrieges, der General Ludendorff. Zu ihm stieß der Gefreite-Anstreicher Adolf Hitler. Die preußisch-nationalistische Verkleidung Bayerns begann. München, Stadt der Künste und Wissenschaften, atmete einst das Behagen an der Kultur. Es sollte nicht dauern. Finsteres Behagen an der Unkultur zog in Bayern ein. Es manifestierte sich in Morden, Feme,

Terror von Epp, Roßbach, Ehrhardt und Konsorten. Die Ereignisse sind bekannt. München wurde zum Exerzierplatz der deutschen Reaktion, zum Jagdgebiet auf menschliches Wild. Die Pirsch auf Arbeiter der Linken, Intellektuelle, Juden, Republikaner einer unfähigen „Republik" setzte ein. Wer war der gesellschaftliche Seismograph in dieser allzu verwandelten Stadt? Wer entschied über die „ungeheuerlichen Verbrechen des alt-neuen Faschismus, der sich im Bürgerbräupakt zusammenfand zum Angriff auf Deutschland, Europa, die Welt? Die Justiz. Sie hatte den Schuldigen zu verurteilen, den Unschuldigen freizusprechen. An ihrem Verhalten mußte klar zu erkennen sein, wo Bayern stand, wohin Bayern trieb. Bayern war ein Beispiel, das für Deutschland galt. Es diente zur Bewußtmachung eines soziologischen Zustandes, der historisch-ökonomischen Gesamtsituation. Die bayerische Justiz entpuppte sich bei näherer Betrachtung als eindeutiges Instrument der herrschenden deutschen Klasse. Hier bot sich ein Stoff. Mit adäquaten Mitteln gestaltet, mußte er zum großen politischen Roman Deutschlands werden. Welcher Schriftsteller wagte sich an den Stoff? Welcher Verleger würde den Mut aufbringen, einen solchen politischen Roman, gegen den haßvolle Todfeindschaft der mächtigen deutschen Reaktion stand, zu veröffentlichen?

Der Schriftsteller Lion Feuchtwanger unternahm es und schrieb den Roman „Erfolg". Gustav Kiepenheuer griff zu, und der Roman erschien. Man zählte das Jahr 1930. Deutschland erhielt seinen besten politischen Roman. Durch Lion Feuchtwanger. Mit Hilfe des Verlegers Gustav Kiepenheuer.

Zwei Jahrzehnte sind nach dem Erscheinen dieses berühmten historischen Romans, der schlicht den Untertitel „Drei Jahre Geschichte einer Provinz" trägt, vergangen. Der Roman, wie die Lektüre überzeugend ausweist, ist auch heute noch von frappierender Aktualität. Die schauerlichen Ereignisse im Dritten Reich haben ihn vollauf bestätigt. „Erfolg" ist die Tragödie Deutschlands, in den Jahren der Weimarer Republik erkannt und im Kommenden geradezu prophetisch vorausgeahnt. Ginge alle Literatur über die Vorgeschichte des Dritten Reiches verloren, so könnte jene Zeit stets an Hand dieses einzigartigen Werkes rekonstruiert werden.

Als „Erfolg" erschien, hatte Feuchtwanger bereits seine Bücher „Jud Süß" und „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" veröffentlicht. Sein Stück „Friede" ging von Aristophanes aus. In „Erfolg" nimmt er des öfteren auf Goya Bezug. Heute, da sich Feuchtwangers Gesamtwerk von der Antike, seines „Flavius-Josephus-Zyklus", dem „Falschen Nero", seinem Benjamin-Franklin-Roman bis zur Neuzeit spannt, erkennen wir, was ihm im historischen Roman vorschwebte: die Erkenntnis der höheren geschicht-

lichen Wirklichkeit des Lebens. Feuchtwanger erkannte, daß hinter handelnden Personen der Geschichte gewisse Kräfte standen, die entscheidend auf die menschliche Entwicklung einwirkten. Daß sie Ausdruck bestimmter Ideen waren. Diese, gegensätzlicher Natur, befanden sich im Kampf. Vom Sieg der einen oder anderen hing das Schicksal der Menschheit ab.

Welches war diese polare Spannung? Feuchtwanger weiß es: es ist der Gegensatz von Macht und Vernunft. In allen Romanen Lion Feuchtwangers – welche Zeit bis heute sie auch umfassen – steht im Mittelpunkt die große geschichtliche Auseinandersetzung von Macht und Vernunft.

Lion Feuchtwanger greift die Macht mit den schöpferischen Mitteln des Geistes an. Er stellt dar, wie sie seit Jahrtausenden Gewalt anwendet, damit sich nicht die Erkenntnis durchsetzt. Er prangert sie an. Gleich geblieben ist zu allen Zeiten der Mensch in der bedingungslosen Glorifizierung gesellschaftsfeindlicher Machtgruppen. Immer hat er es hingenommen, daß das Recht in der Maschine der Macht zerrieben wurde. Daß Verbrechen gebilligt wurden im Namen der Macht. Immer hat der Mensch die Augen verschlossen vor der historischen und ökonomischen Realität, vor dem „was ist". Er erkennt nicht die „ewige Wiederkehr des Gleichen": die furchtbare Lehre der Geschichte. Dagegen erhebt sich Lion Feuchtwanger. Er warnt vor der Unterschätzung der Gewalt. Er zeigt ihre finstere Größe auf. Die Gesellschaftsfeindlichkeit der großen und kleinen politischen Spieler von den antiken Cäsaren über den mittelalterlichen Feudalismus bis zu den modernen „Führer-Diktatoren".

Gegen das Bild von der Gewalt in den Händen der Macht setzt Feuchtwanger das Bild von der Vernunft. Gegen Lüge – Erkenntnis und Wahrheit. Er tut es klar, gelassen, sachlich. Er weiß, daß große politische Entscheidungen nicht einem „Mythos" entstammen, sondern von Menschen getroffen werden. Die „kleinen Dinge" lösen oft geschichtliche Umwälzungen aus. Aus der Optik der Vernunft erkennt Feuchtwanger die immensen Möglichkeiten, den verantwortungsbewußten Geist als Waffe einzusetzen. Innere und äußere Freiheit müssen ins Bewußtsein gerufen werden. Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die Gewalt und Unrecht bedenkenlos hingenommen haben. Aber zu allen Zeiten hat es auch Menschen gegeben, die sich im Namen der Vernunft gegen Gewalt und Unrecht erhoben. Den politischen Spielern im Dienst der Gewalt treten handelnd die Gegenspieler der Vernunft gegenüber.

Spieler und Gegenspieler, das ist aber das Grundgesetz der Bühne. Es ist das große Verdienst Lion Feuchtwangers, daß er die Gesetze des Dramas für den historischen Roman verwendete. Von der Autobiographie des

„Helden“, des sogenannten Entwicklungsromans, bildete sich bei ihm seit „Jud Süß“ die neue Romanform heraus, die in Anlehnung an den französischen und russischen Roman nicht von den Personen, den „Helden“ ausging, sondern von einer dem Geschehen zugrunde liegenden Idee: der „Fabel“.

Der wahre historische Roman kann nur lebendig wirken, wenn in ihn wirkliches Leben einströmt. Wenn er differenziert. Wenn er die echte Spannung aus dem geheimnisvollen Widerspruch des Lebens nimmt. Erkennt, daß die Sinnlosigkeit der Geschichte nur scheinbar sinnlos ist. Daß es eine höhere geschichtliche Realität gibt, auf deren Ebene diese Widersprüche sich auflösen.

Diese Grundeinstellung beherrscht Lion Feuchtwangers Werk. Er erblickt in der Menschheitsgeschichte die blutigen Kämpfe. Aber gleichzeitig entgeht ihm nicht, daß dem geschichtlichen Leben eine versteckte Komik innewohnt, die geschichtliche Ironie. Feuchtwanger setzt die Satire als Waffe gegen die Gewalt ein. Die geschichtliche Ironie wie auch die blutige Menschheitsgeschichte verlangen jede ihre eigene Sprache. Zwischen beiden findet Lion Feuchtwanger in schöpferischer Synthese seinen Stil. Diese Synthese liegt zwischen Goya und Aristophanes. Beide selbst sind Figuren des „Welttheaters“, grotesk und tragikomisch, untergeordnet der geschichtlichen „Fabel“. An Aristophanes hat sich Feuchtwanger bereits versucht. Folgerichtig vollendet er soeben seinen Goya-Roman.

Arnold Zweig und Lion Feuchtwanger: in ihren Werken sind Würde und Rang des militanten Humanismus verkörpert. Gustav Kiepenheuer druckte sie und bezeugte damit Würde und Rang als Verleger.

Vierzig Jahre Gustav Kiepenheuer Verlag — Datum, Tat und Gleichnis. Der Verlag hat ein lebendiges wegweisendes Erbe.

North Bergen USA, Januar 1950.



Professor Dr. HANS WAHL †

Hans Wahl †

EUPHROSYNE

Zu ihrem 150. Geburtstage

Es gibt wohl nur einen Menschen, der in seinem neunzehnten Lebensjahre starb, um dann kaum ein Jahr später unter einem neuen Namen wiedergeboren zu werden zu ewigem Leben. Dieser Mensch ist das Komödiantenkind Christiane Amalie Luise Neumann, das vor 150 Jahren, am 15. Dezember 1778, in Crossen zur Welt kam. Es erhielt in der Taufe die Namen der beiden weimarischen Herzoginnen und den von Goethes späterer Frau. Niemand konnte ahnen, daß einst das Schicksal dies Kind nach Weimar führen werde zur frühen Vollendung und zur Unsterblichkeit.

Schon mit fünf Jahren hat die kleine Christel die Bretter betreten, und kurz darauf kam sie nach Weimar, wohin ihr Vater von Bellomo, der seit 1784 mit seiner Truppe in der kunstliebenden Residenz gastierte, verpflichtet wurde.

Neunjährig ist sie hier zum ersten Male aufgetreten und hat nicht nur die besondere Gunst der Herzogin Anna Amalia gewonnen, sondern auch die Zuneigung Corona Schröters, welche die weitere Ausbildung der kleinen Kollegin bis in deren elftes Lebensjahr in die Hände nahm. Goethe war damals in Italien, lernte aber gewiß die kleine Christel in den Jahren kennen, als er die große Christel zu sich nahm. Sie war noch nicht dreizehn Jahre alt, da lief Bellomos Gastspielvertrag in Weimar ab, und mit Goethe an der Spitze wurde das weimarische Hoftheater gegründet. Nicht nur ihr Vater, ein ausgezeichneter Charakterdarsteller, sondern auch die kleine Christel wurde für das neue Unternehmen verpflichtet. Aber nur sie betrat die Bühne, da ihr geliebter Vater, aufgerieben im Daseinskampf, kurz vorher starb. Hatte die Hand der ersten Iphigenie bisher fördernd auf dem blonden Haupt des lieblichen Kindes geruht, so übernahm jetzt Goethe selbst die weitere Ausbildung des Mädchens, das nicht nur der Liebling des Publikums war und blieb, sondern auch die begabteste und geliebteste Schülerin des Meisters wurde. So hat das Kind zwischen dem dreizehnten und neunzehnten Lebensjahre, bei all ihrer Zartheit körperlich

und geistig früh entwickelt, neben heiteren Knaben- und gefühlvollen Mädchenrollen im Theater Goethes die Emilia Galotti, die Prinzessin Eboli, das Klärchen im Egmont, die Ophelia im Hamlet, die Marie in den Geschwistern, die Amalie in den Räubern und viele andere Gestalten des reichhaltigen Spielplans in so vollendeter Weise verkörpert, daß selbst der gestrenge Iffland von ihr sagte: „Sie kann alles."

Aber nicht mit ihren großen Rollen verbindet sich ihre Unsterblichkeit, sondern zwei kleine sind es, an denen die Erinnerung der Nachwelt, von dem großen Dichter erzwungen, haftet: die des Prinzen Arthur in Shakespeares „König Johann" und die der Euphrosyne in der mit Recht längst vergessenen Hensler-Weigelschen romantisch tragischen Märchenoper „Das Petermännchen".

Eduard Genast erzählt in den „Erinnerungen eines alten Schauspielers" die Episode aus der Hauptprobe zu „König Johann", die zweifellos nicht nur für die Darstellerin des Arthur, sondern auch für Goethe ein tiefes Erlebnis wurde: „Christiane Neumann zeigte als Arthur (zu Beginn des vierten Aktes) nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen; ungeduldig darüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund; eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung beider zueinander." Goethe hat diese Szene in der Szene nie vergessen. Das liebreizende Mädchen im Arme haltend, fühlte er damals seine schmerzlichen Gedanken, die in vertiefter und veredelter Form in seiner Elegie „Euphrosyne" wiederkehren.

Christiane stand damals im dreizehnten Lebensjahre. Mit vierzehneinhalb Jahren heiratete sie den Bühnenkollegen Johann Heinrich von Blumenthal, der unter dem Namen Becker ein geachtetes Mitglied des Weimarer Hoftheaters war. Ein Jahr später war Madame Becker zum ersten Male, nach einem weiteren Jahr zum zweiten Male Mutter, ein halbes Jahr darauf warf ein „hitzges Brustfieber" nach der Aufführung von Leisewitz' „Julius von Tarent" die von den Anstrengungen des Lebens und der Bühne geschwächte Künstlerin für ein Vierteljahr zu Boden. Im Frühling 1797 konnte sie wieder spielen. Als Ophelia erntete sie Triumphe, als Euphrosyne zog ihre liebliche Gestalt zum lezten Male an den Augen des Meisters vorüber. Sie ging mit nach Lauchstedt, trat wiederholt auf und spielte Ende Juli, als Goethe eben Weimar verlassen hatte, um über die Schweiz

nach Italien zu reisen, noch einmal. Zur Stunde, da Goethe wenige Tage später zum ersten Male seit Jahren seine Vaterstadt betrat, hatte ein heftiger Blutsturz in Lauchstedt seine Lieblingsschauspielerin auf das letzte Krankenlager geworfen. Der Herzog von Weimar schickte seinen bequemsten Reisewagen, die Kranke heimzuholen, aber ihre Kräfte waren erschöpft, und die Kunst der besten Ärzte mußte versagen. Während die arme Christel am Abend des 22. September 1797 den letzten schweren Kampf durchlitt, wanderte Goethe mit seinem Freunde Heinrich Meyer von Stäfa am Züricher See, in kunstgeschichtliche Betrachtungen vertieft, bergauf. Er ahnte nichts von der traurigen Entwicklung der Dinge, bis er von der elftägigen Gotthardwanderung wieder in Stäfa eintraf und weimarische Briefe in der Hand hielt. „Liebende haben Tränen", so schrieb er damals nach Weimar, „und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten; ich wünsche, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge". Aber nicht allein „Rhythmen zur Ehre der Toten" waren es, was Goethe in die Einsamkeit des seelischen Urgebietes trieb; und was er mit höchster Kunstvollendung niederschrieb, das war auch mehr als Tränen des Liebenden, es bedeutete tiefstes Erschrecken über die brutale Willkür im Menschenschicksal, die des organischen Sinns bar zu sein scheint. Sein Geist schritt in die Hochgebirgswelt zurück und vereinsamte zwischen Steinblöcken und Gießbächen am wandermüden Abend. Dem über „schneeige Felsen" der Sennhütte Zustrebenden erscheint beim letzten magischen Sonnenblick „im ziehenden Nebel" eine „rötliche Gestalt". Vom unsichtbaren Hermes Psychopomp geleitet, weckt sie die Erinnerung an jenen heiligen Tag, wo ihre Lippen in kindlich süßem Kuß den Mund des Dichters berührten, des Dichters, der nun inmitten der erhabenen Natur doppelt schmerzlich den Zwiespalt fühlt, der zwischen dem gesetzmäßigen Ablauf von Werden und Vergehen im Kosmos und der Willkür im menschlichen Schicksal klafft, des Dichters, der wohl weiß, daß nur sein Wort Leben dem Tode verleiht und der die geliebte Künstlerin nicht ungerühmt zu den Schatten hinuntergehen lassen will.

Neunzehn kurze Zeilen, den Kern der Elegie bergend, entstehen damals, um ein halbes Jahr später in Jena als die herrlichste Totenklage der deutschen Literatur der armen kleinen Christel den Weg zur Unsterblichkeit zu bahnen.

Dieser Toten zuliebe geschieht das Seltene, daß Freunde, an ihrer Spitze Goethe, sammeln, um einer armen Schauspielerin einen Denkstein zu setzen.

Das ebenso schwermütige wie heitere Denkmal steht heute in einem Privatgarten, und selten sucht es ein Fremder. Wer zum Jakobskirchhof

pilgert, findet zwischen der ersten Ruhestätte Schillers und der von Goethes Christiane Euphrosynes Grab. Mächtiger als diese örtlichen Denkmale hebt für alle Zeiten die Elegie des Meisters das Bild der kleinen Christel aus der Namen- und Gestaltenfülle der bewegtesten Epoche der deutschen Geistesgeschichte heraus.

„Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis, Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln gesellt dem Chor aller Heroen sich zu.“

Weimar 1929.

Ludwig Rubiner †

DICHTER VOLTAIRE

Die Romane Voltaires hat ein Rebell geschrieben. Ein Rebell, kein Revolutionär. Einer, der nie eine Gemeinschaft sah, mit der er sich zum Sturze des Gehaßten und zu einem Neubau der Zukunft hätte verbinden können; der stets auf das Vertrauen zu sich allein gewiesen wurde. Ein Rebell, der nie das Ziel seiner Rebellion verwirklicht sah, der in aller Geselligkeit mit seinem Empörertum ganz einsam blieb – so einsam, daß er von den Zeitgenossen als geistreichster, boshafter Unterhalter genommen wurde – während er das Bewußtsein der Zukunft vorbereitete: ein Auflockerer der Gesellschaft. Inmitten der Mißverständnisse um ihn war dieser Rebell Voltaire so einsam, daß er nicht einmal entmutigt werden konnte: er hat sogar die Resignation zur Atmosphäre und zum innern Thema seiner Erzählungen gemacht, um schnell und strömend über sie hinwegzueilen, weil er nie sein Ziel vergaß. Dies ist die größte Kunst Voltaires, nie das Ziel seines Erzählens und Erfindens, auch bei den kühnsten Phantasiebögen, den geschnörkeltesten Abschweifungen zu verlassen. Das Ziel ist stets ideenhaft: Aufruhr gegen die Dummheit der Gesellschaft, Empörung gegen die Ungerechtigkeit, Kampf gegen den Zwang, die Gewalt, die Sklaverei, die Bedrükkung durch die Autorität. Zwei Willensströme fließen in seiner Person zusammen: unaufhörliches, unruhiges Drängen dieses kleinen, dürren, trockenknochigen Leibes nach aufrüttelnder Berührung mit Menschen, und die Begierde, sein geistiges Ziel unter den Menschen durchzusetzen. Das ergibt die Gestalt des Rebellen. – Und als Grundhebel zur Rebellion der Welt, als letzter Sprengstoff des Geistes, den ihm seine Zeit bietet, dient ihm eine Formel, die tatsächlich in jenen Generationen an der Zerstörung einer alten Gesellschaft und am Anwurzeln eines neuen Menschenstammes arbeitet, die Formel: Verstand. Der Verstand ist die Entdeckung eines Jahrhunderts. Voltaire ist der Kopernikus dieses neuen Weltsystems von Denken.

Der Verstand ist die zeitliche Form, mit der Voltaire seine Sprengmittel in die Spalten der Gesellschaft legt. Die Verstandesphilosophie des 18. Jahrhunderts gab Voltaire ein ganzes Arsenal von Argumenten gegen seine Gesellschaft; Argumente, die gerade dieser Gesellschaft neu und überzeugend

waren, oft überzeugend durch ihre scheinbare Neuheit: da ist die „Tugend“ als Ideal, diese „vertu“, die zwischen der „virtû“, der universellen Persönlichkeitskraft der Renaissance, und der „respectability“ des englischen Puritanismus die Mitte hält. Dann die neue Überzeugung von der nur relativen Wahrheit des Denkens. Ein neuer Horizont der Welt wird entdeckt mit der Einstellung zum Menschen als einem kleinen unwichtigen Wesen gegenüber den erhabenen und ewigen Vorgängen im Kosmos – dennoch wiederum groß und wichtig genug, als daß dieses geringe Wesen Mensch jene erhabenen Wege des Universums nicht durch die neuen Erkenntnisse seiner Astronomie berechnen könnte. Auch dieses unablässige Hin und Her der Überzeugung, die stete Skepsis, ist für Voltaire noch eine neue gewaltige Hilfe zur Rebellion. Skepsis, verstärkt von seiner mächtigen persönlichen Vitalität, die ihn gelegentlich auch an der Realität von feierlichsten Begriffen der Verstandeslehre selbst zweifeln läßt. In Voltaire wird die Skepsis nicht zur Müdigkeit – in ihm setzt sie die Bewegung des Blutes neu um; selbst die Skepsis verwandelt sich in ihm zu neuer, rebellierender Unbefangenheit.

Eine Idee wirkt in seinen Werken, derentwillen er Hunderte von Szenerien, Begebnissen, merkwürdigen Verknotungen und sonderbaren Schicksalen erfunden hat. Jene Idee, deren unvergessener und gewaltiger Vorkämpfer Voltaire heißt: Die Idee der Toleranz. Die „Toleranz“ ist für das 18. Jahrhundert geradezu eine Weltkugel des Gefühls, eine Welt, die Verständnis des Fremden, Mitgefühl mit dem Unterdrückten und weit mehr als nur Duldsamkeit einschloß.

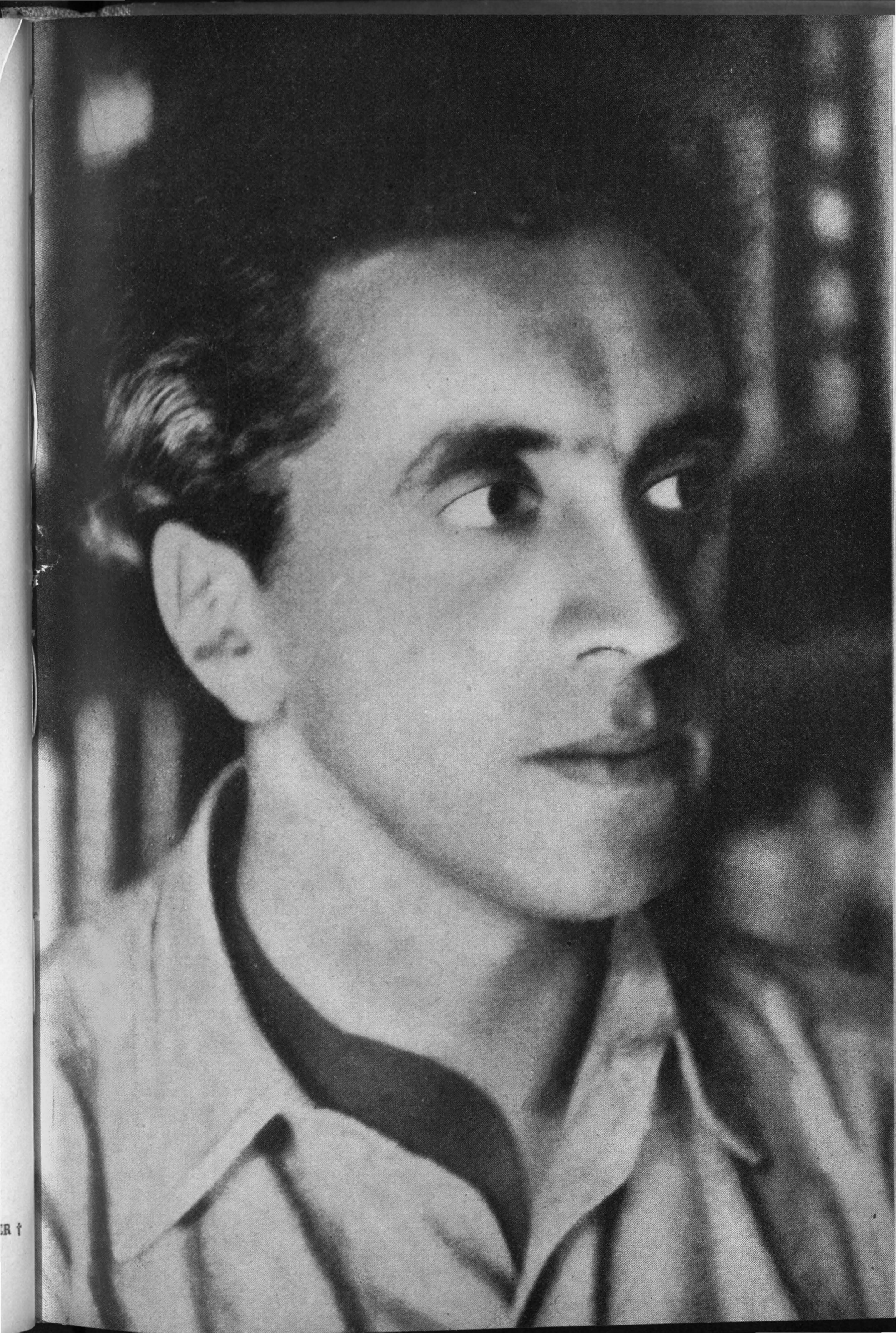
Das Ziel der Toleranzidee beherrscht die Führung jedes der Werke von Voltaire. Zum Ruhme der Toleranz ist er bereit, in dem einen Romane nachzuweisen, daß die Welt ein elendes, wirres Chaos sei, aus dem man sich nur in Vergessen bringende Arbeit retten könne; in einem andern Roman zu zeigen, daß die Welt, wie sie ist, ganz erträglich sei, wenn man nur jeden auf seinem Platz lasse. Und dieser seltsame Standpunkt eines Kämpfers auf beiden Seiten ist nicht die Äußerung einer platten Vorteilssucht, sondern Zeichen leidenschaftlicher Güte. Im 18. Jahrhundert ist er der europäische Ankläger und Kämpfer gegen alle Ideologien des Staates, der Kirche, der Schulen, der Parteien, welche die Kriegsstacheln der Menschheit bilden. Er ist der erste herzensgroße Gegner des Krieges, der auf eine Welttribüne springt, die er selbst sich bauen mußte, und von dort zu allen Ohren, allen Köpfen, allen Seelen schreit. Er sieht jede Brutalität, jede Grausamkeit, jede Ausbeutung, die die Gesellschaft gegen die Wehrlosen organisiert. Voltaires umfassendste, unmittelbarste und am persönlichsten durchlebte Idee,

die Toleranz, ist zuletzt nur ein Mittel zu seinem größten, nicht mehr begrifflich ausgesprochenen, aber überall durchgeführten Ziel: der Verteidigung und Rettung des Lebens. Und das Leben, das einfache, wirkliche, kleine, doch so wundersame Weiterleben auf dieser Erde erscheint schließlich als der eigentliche Sinn seiner Werke; es ist das Gut, zu dessen kämpferisch mildem Verteidiger ihn das Schicksal heranwachsen läßt.

Das ganze Leben der Erdkugel wird von Voltaire stets als gemeinsam empfunden, immer zusammen gesehen. Nichts läge ihm ferner, als die große Gemeinsamkeit, die die Lebensform aller auf der Erde ausmacht, zu stören. Nichts läge seinem großen Ziele ferner, als, in Durchstoßung der mächtigen, ihm stets gegenwärtigen Lebensform Wirkungen zu erreichen, die wir, mit neuzeitiger Literatursprache, „tief" nennen würden. Er hat keine Tiefe. Er braucht keine Tiefe. Seine Werke sind Oberfläche, gebildet von den unzähligen Spitzen einzelner Leben, die er aus der gewaltigen Lebensflut, die die Erde umströmt, uns erblicken läßt. Diese letzte Rettung des Lebens, diese äußerste Oberfläche, ist die Größe und Heiligkeit Voltaires.

So wird der Schriftsteller weiter und größer, als es sein Individuum und seine Person ist. Es gab für ihn keine Sprachgrenzen mehr, keine Völkerbarrieren, keine Rassenscheidung, nur noch den Menschen. In seinem Blick auf die Menschheit schimmert schon ein Horizont, der in seinem Ausschwingen mit an der Gestalt der folgenden Zeit zeichnete, und dessen weitschweifender Bogen auch unsere Tage noch berührt. Voltaire, der Einsame, der Rebell, brachte der Menschheit als Tat seine Idee: damit sie wieder Tat werde, Erhebung zu neuem Erdendasein, Gemeinschaft.

Aus dem Jahrbuch „Die Gemeinschaft",
Dokumente der geistigen Weltwende, Potsdam 1919.



Ernst Toller †

VERWEILEN UM MITTERNACHT

Um Mitternacht erwachst Du. Glocken fallen
Wie Stürme an die Schwelle Deines Traums,
Unendlich schwingt das Leben im Gefäß des Raums,
Ob allen Sternen muß Dein Herzschlag hallen.

Es steigen an die Klänge, die sich ründen,
Die alte Stadt fühlt hilflos die gewordne Zeit,
Sie beugt sich tief: sie ist bereit
Im Schoß der Quelle einzumünden.

Hinschwingt ein letzter Klang in ferne Sphären ...
Der Wandernde verweilt und lauscht:
Nur tiefe Stille wird gebären,
Wer in der Erde wurzelt, rauscht.

Aus „Vormorgen", Potsdam 1924.

SCHON WEHEN HERBSTLICHE STÜRME

Schon wehen herbstliche Stürme
Über die schwäbischen Felder.
Taumeln in Lüften
Heimatlose Blätter.
Aus sumpfigen Moosen der Donau
Steigen die Nebel,
Brauend
Den fahlen Mantel
Unendlicher Totenklage.
Zum Winterflug
Sammeln sich die Schwalben.
Zur Winterstille
Sammelt sich mein Herz.

Aus „Das Schwalbenbuch", Potsdam 1924.

DEN TOTEN DER REVOLUTION

Todgeweihte Leiber
trotzig gestemmt
Wider den Bund
der rohen Bedränger,
Löschte Euch Schicksal
mit dunkler Gebärde.
Wer die Pfade bereitet,
stirbt an der Schwelle,
Doch es neigt sich vor ihm
in Ehrfurcht der Tod.

DEN LEBENDEN

Euch ziemt nicht
Trauern,
Euch ziemt nicht
Verweilen,
Euch ward Vermächtnis,
Getränkt
Vom Herzblut der Brüder,
Euer
Wartet die schaffende
Tat.
Lastend
Bedränget den Nacken
Die Zeit.
Aufsprengt
Dem helleren Morgen
Die Tore!

Aus „Vormorgen“, Potsdam 1924.

DEM UNBEKANNTEN GENOSSEN

All den namenlosen antifaschistischen Helden gewidmet, die im Kampf für ein Deutschland des Friedens und der Freiheit ihr Leben einsetzten!

Ernst Toller

FEUER AUS DEN KESSELN

7. Szene.

August 1917. Admiralskajüte auf dem Flottenflaggschiff.

Admiral v. SCHEER: Sie irren sich, Herr Kapitänleutnant, das war kein Dummerjungenstreich. Sie kennen die Leute von Skagerrak her, sie mögen sich damals tapfer gehalten haben, heute sind sie Landesverräter. Sie verwenden sich für Unwürdige ... Dummerjungenstreich ... wie kommen Sie darauf?

Kapitänleutnant KOHLER: Es war meine persönliche Meinung, Exzellenz.

Admiral v. SCHEER: Achte ich. Aber sie ist falsch. Ich danke Ihnen, Herr Kapitänleutnant.

Kohler geht.

Admiral v. SCHEER (zu Schuler): Sie rechnen mit Todesurteilen?

SCHULER: Unbedingt, Exzellenz.

Admiral v. SCHEER: Ich habe bei Skagerrak zwei Söhne verloren ... Diese Leute haben die Flagge von Skagerrak geschändet.

SCHULER: Wenn ich mir eine Meinung erlauben darf, Exzellenz, die wahren Schuldigen sind die Hintermänner.

Admrial v. SCHEER: Sie meinen die Sozis? ... Bethmann-Hollweg war zu schwach, hoffentlich wird Michaelis stark genug sein, diesen Krebs auszubrennen. Haben Sie Beweismaterial?

SCHULER: Einwandfreies, Exzellenz.

Admiral v. SCHEER: Annexionsloser Friede ... Ist doch glatter Landesverrat!

SCHULER: Zweifellos, Exzellenz.

Admiral v. SCHEER: Die Franzosen wollen Elsaß-Lothringen, die Pfalz, das linke Rheinufer. Und wir sollen in die Luft blasen ... Ich halte auch die Friedensresolution des Reichstags für ein Verbrechen. Die ganze Friedensbewegung basiert meiner Ansicht nach auf der Schwäche der Regierung gegenüber den linken Parteien ... Wollen Sie noch einen Schnaps?

SCHULER: Danke gehorsamst, Exzellenz.

Von draußen Musik der konzertierenden Matrosenkapelle.

Admiral v. SCHEER: Da habe ich ein Rechtsgutachten aus dem Marineamt bekommen ... mit spitzfindigen Begriffsspaltereien. Von vollendetem Aufstand könne bei den Leuten keine Rede sein. Höchstens von militärischem Aufruhr. Ich brauche keine Kollegs. Ich trage die Verantwortung. Ich halte den Aufstand für gegeben ... Wir sollen wohl erst den „Erfolg" abwarten? ... Möchte mal sehen, was die Herren am grünen Tisch sagen würden, wenn der rote Lappen am Mast Seiner Majestät Kriegsflotte baumelte ... Ausbrennen, basta. Wir müssen wegen der Erschießung in Köln die Zustimmung des Kriegsministeriums einholen. (Zum Adjutanten): Setzen Sie den Brief an Exzellenz von Stein auf und legen Sie ihn mir zur Unterschrift vor ... Kommen Sie noch ein paar Schritte mit mir, Herr Kriegsgerichtsrat?

SCHULER: Zu Befehl, Exzellenz.

Exzellenz und Schuler gehen ab.

ADJUTANT: Hanke!

Hanke kommt.

ADJUTANT: Stenographieren Sie: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß in den nächsten Tagen aus der Hochseeflotte heraus Todesurteile zu vollstrecken sein werden. Man muß bei der großen Arbeiter- und Industriebevölkerung Wilhelmshavens immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß im Zusammenhang mit dem Urteilsspruch Unruhen einsetzen, die in ihren Folgen die Marinewerkstätten, besonders auch hinsichtlich des U-Boot-Krieges, in Mitleidenschaft ziehen könnten. Ich hatte mich daher mit dem Kgl. Gouvernement in Köln in Verbindung gesetzt, ob eine Vollstreckung dort erfolgen könnte. Das Kgl. Gouvernement hat sich in entgegenkommender Weise dazu bereit erklärt. Es wird gebeten, das Einverständnis des Kriegsministeriums umgehend zu erteilen und das Gouvernement Köln entsprechend anzuweisen ... Datum usw. ..." Wenn Sie den Brief geschrieben haben, rufen Sie mich. Ich bin in der Messe.

Aus: „Feuer aus den Kesseln", Berlin 1930.

Leonhard Frank

ROBERT, DER KELLNER

Robert war Servierkellner in einem deutschen Hotelrestaurant. Gewöhnlich. Blond. Und wenn er, in devoter Verbeugung erstarrt, vor dem Gaste stand und eine Bestellung entgegennahm, kroch der Gedanke durch sein Gehirn: jeder andere Beruf verträgt sich eher mit der Menschenwürde.

Auf ihn wirkte das hingeschobene Trinkgeld wie eine Ohrfeige, für die man sich bedanken muß. Und wenn das Trinkgeld von einem Gaste kam, der ärmer als der Empfangende war, stieg aus Roberts verletzter Menschenwürde sichtbar die Verachtung empor, steigerte sich manchmal zu Rachsucht und Frechheit. Es kam vor, daß Robert solch einem Gaste das Trinkgeld zurückschob. Vornehmen Gästen Kredit zu gewähren, war ihm eine Erlösung.

Im Jahre 1894 bekam seine Frau den lange vergeblich erwarteten Sohn. Und Roberts Liebe stürzte sich auf dieses Kind. Das bekam alles: ein Kinderzimmer, sterilisierte Kindermilch, einen federnden Kinderwagen, einen weißlackierten Stall, Hampelmänner. Später Dampfmaschinchen, Eisenbahnen, Luftballons, Trommeln, Säbel, Schießgewehrchen, Bleisoldaten. Später ein Spazierstöckchen, einen Matrosenanzug mit einer Mütze, auf der stand „S. M. S. Hohenzollern“, einen rindsledernen Bücherranzen, eine Rechenmaschine mit roten und weißen Kugeln, einen polierten Griffelkasten.

Der Sohn bekam Geigenstunden, mußte Klavierspielen lernen. Und durfte das Gymnasium besuchen. Er sollte studieren. Nicht Kellner werden. Schon mit zehn Jahren besaß der Sohn ein Fahrrad. Und gehörte mit zwölf Jahren der patriotischen Jugendvereinigung an.

Roberts Leben erschöpfte sich im Dasein des Sohnes. Und der Satz: jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, war ihm zur Weltanschauung geworden. Robert flog, die Bestellungen auszuführen, verbeugte sich, dankte fürs Trinkgeld, verbeugte sich, dankte, sparte, scharrte zusammen, rechnete, strebte, wurde Zimmerkellner, dann Oberkellner, wies heimlichen Liebespärchen stille Zimmer an für ein paar Stunden, drückte Augen zu, sank in

einen Abgrund der Liebe für seinen Sohn, schickte ihn auf die Universität, bekam graue Haare, war selig im Dienen, selig in seinem Sohn, besaß hundert Photographien von ihm, hatte die Kinderkleidchen aufgehoben, das Spielzeug: die Säbelchen, die Gewehrchen, die Bleisoldaten. Das Mützchen, auf dem stand „S. M. S. Hohenzollern".

Der Sohn war zwanzig Jahre alt. Er bekam die Einberufung an einem Dienstag, bekam ein halbes Jahr später das Eiserne Kreuz.

Und im Sommer 1916 bekam Robert die Nachricht, daß sein Sohn gefallen war. Auf dem Felde der Ehre.

Eine Welt war erschlagen.

Der Erschlagene las immer wieder: „Gefallen auf dem Felde der Ehre." Den Zettel trug er bei sich in der Brieftasche, zwischen den Banknoten. Er las ihn, wenn ein Fremder kam und ein Zimmer verlangte, wenn er an der Billardecke stand und Bestellungen erwartete, wenn er, von der Glocke gerufen, durch den langen Gang lief, las ihn, bevor er das Zimmer betrat, und nachdem er, die bezahlte Rechnung und das Trinkgeld in der Hand, das Zimmer wieder verlassen hatte. Er las ihn in der Küche, im Weinkeller, auf dem Klosett. „Gefallen auf dem Felde der Ehre." Ehre. Das war ein Wort und bestand aus vier Buchstaben. Vier Buchstaben, die zusammen eine Lüge bildeten von solch höllischer Macht, daß ein ganzes Volk an diese vier Buchstaben angespannt und von sich selbst in ungeheuerlichstes Leid hineingezogen hatte werden können.

Das Feld der Ehre war nicht sichtbar, nicht vorstellbar, war Robert nicht begreifbar. Das war kein Feld, kein Acker, war keine Fläche, war nicht Nebel und nicht Luft. Es war das absolute Nichts. Und daran sollte er sich halten. Sein ganzes Leben lang. Hinter ihm lag nichts und vor ihm lag nichts. Robert stand in der Mitte auf dem Nichts.

Seine Hände servierten, quittierten, empfingen Trinkgelder. Wofür? Es gab keine Banknoten mehr. Und sein Sparkassenbuch war für ihn das Feld der Ehre. Und das Feld der Ehre war für ihn nicht begreifbar.

Robert gab die besten Zimmer auf Wunsch um die Hälfte des festgesetzten Preises ab, gab noch einen Salon dazu, ein Badezimmer. Wurde zum Servierkellner degradiert. Gab im Restaurant ohne Widerstreben die teueren Speisen und Weine billiger ab, wenn den Gästen die Rechnung zu hoch erschien. Wurde daraufhin nur noch zur Mithilfe herangezogen, wenn im großen Hotelsaal ein Fest, eine Versammlung war.

Gab es etwas Gleichgültigeres, als aus der Lebensstellung verdrängt worden zu sein? Das alles war nur das Feld der Ehre. War ein absolutes Nichts.

Oft fand er sich in seines Sohnes Zimmer, wohin er während des Krieges die Photographien, Kinderkleidchen, Säbelchen, Trommelchen, Gewehrchen, Bleisoldaten zusammengetragen hatte, und empfand nichts beim Betrachten dieser vergilbten und verkratzten Überbleibsel, ging, automatisch wie er eingetreten war, wieder hinaus.

Dieser Zustand, in dem Robert sich nur noch wie eine Maschine bewegte, dauerte wochenlang, bis eines Tages der Mensch in ihm die Kraft fand, sich dem Schmerze zu stellen. Seiner Hand entfiel die Photographie des Söhnchens – in Infanterieuniform mit präsentiertem Gewehrchen –, und Robert sauste, von einem Dampfhammerschlag getroffen, hinunter in den Abgrund, das Herz bloßgelegt dem Schmerze und der Liebe. Robert schrie. Nur einmal. Und ganz kurz.

Die Kindergewehrchen und Säbelchen hatte er sich aus den Augen hinüber ins Hotel getragen und hinter das Klavier gesteckt, denn wenn er dieses Spielzeug nur anblickte, brannte ihn die Schuld. Aber wenn er einen mit den Kriegsorden verzierten Leutnant bediente, zitterten seine Hände nicht.

Eines Tages füllten zerarbeitete Männer, – Schlosser, Maurer, Schreiner, Spengler, Tapezierer, Glaser – den großen Hotelsaal: die Bauarbeitervereinigung hielt ihre Jahresversammlung ab.

Robert brachte dem Redner, der auf dem Podium stand, eine Flasche voll Wasser und hörte, ans Klavier gelehnt, hinter dem die Säbelchen und Schießgewehrchen steckten, dem Redner zu.

Der erklärte, daß Unterstützungsgelder an arbeitslose und kranke Mitglieder dieses Jahr nicht ausgezahlt werden könnten. Denn es seien so gut wie keine Beiträge eingelaufen. Zudem habe man den Mitgliedern, die im Felde standen – und die gingen allen andern vor – fortlaufend Unterstützungsgelder geschickt. „Die Reserven sind aufgebraucht. Die Kasse ist leer."

Siebenhundert Augenpaare von siebenhundert dumpf schweigenden Menschen blickten ratlos auf den Redner. Die Frauen, deren Küchentöpfe leer waren, und die Frauen, deren Männer im Felde standen oder schon gefallen waren, hatten rotgefleckte Wangen bekommen. Die Eisenplatte, die seit zwei Jahren über ganz Europa lag, lag sichtbar auch über diesen siebenhundert in Leid und Not verkrampften Lasttieren.

Ein kleiner Junge hatte das Kinderschießgewehr hinterm Klavier, das auf dem Podium stand, hervorgezogen und zielte, den Schaft an der grauen Backe, hinunter auf die siebenhundert reglosen Männer und Frauen. Alle blickten auf das Loch des Rohrlaufes aus Weißblech.

Und draußen standen, den Gewehrschaft an der Backe, Millionen Menschen gegenüber Millionen Menschen.

Da tat Robert den Sprung. Es war ein ganz langsamer Sprung. Er ging traumwandlerisch sicher auf den Jungen zu, nahm ihm das Spielzeug von der Backe weg und trat vor bis an den Rand des Podiums.

Und während der Redner Wasser trank und seine Abrechnungslisten zurechtlegte, sagte Robert:

„Das hier ist ein Schießgewehr. Das habe ich ... ich selbst habe das meinem Jungen gekauft. Damit hat er gespielt. Damit hat er sich unmerklich die Liebe aus seinem Herzen hinausgespielt. Damit hat er schießen gelernt. Ich habe ihm das Schießen, habe ihm das Morden gelehrt. Mein Sohn ist gefallen. Er ist tot. Ich bin sein Mörder ... Vaterstolz, Ruhmsucht, Gedankenlosigkeit und Gewohnheit haben mich zum Mörder werden lassen. Und doch habe ich nur getan, was auch ihr getan habt. Auch von euch hat mancher seinen Sohn ... verloren."

Robert hieb das Gewehrchen gegen die Knie und legte die zwei Stücke ruhig zu seinen Füßen nieder. „Das hätte ich vor fünfzehn Jahren tun müssen ... Habt ihr es getan? ... Also seid auch ihr Mörder.

Unsere Männer und unsere Söhne erschießen Männer und Söhne. Und jene Männer und Söhne erschießen unsere Männer und Söhne. Und jeder Daheimgebliebene hofft: mein Mann, mein Sohn kommt zurück; mögen die anderen fallen und sterben.

Solches kann nur ein Wahnsinniger wünschen ... Ich frage euch: ist der kein Mörder, der ein unschuldiges Kind so erzieht, daß es erst zum Mörder werden muß, bevor es ermordet wird? Wird der so erzogene Unschuldige, wenn er einen gleichfalls schlechtberatenen Unschuldigen erschießt, nicht zum Mörder? Es gibt heute in Europa keinen Menschen mehr, der nicht ein Mörder wäre! ... Wir sind verblendet und Mörder, weil wir den Gegner außer uns suchen und zu finden glaubten. Nicht der Engländer, Franzose, Russe und für diese nicht der Deutsche, sondern in uns selbst ist der Feind. Und wir sehen deshalb in anderen Menschen den Feind, weil der tatsächliche Feind etwas ist, das nicht da ist. Das Nichtvorhandensein der Liebe ist der Feind und die Ursache aller Kriege. Ganz Europa weint, weil ganz Europa nicht mehr lieben kann. Ganz Europa ist wahnsinnig, weil es nicht lieben kann.

Oder ist es nicht Wahnsinn, wenn ihr euch freut über die Notiz: zweitausend französische Leichen lagen vor unserer Linie? Ist die Einwohnerschaft von Paris nicht wahnsinnig, wenn sie sich freut über die Notiz: zweitausend deutsche Leichen lagen vor unserer Linie?

Wir schreien vor Schmerz, oder die Augen bleiben trocken vor Schmerz, wenn unser Sohn fällt. Solange wir nicht ebenso vor Schmerz schreien, wenn ein Franzose fällt, lieben wir nicht. Solange wir nicht fühlen: ein Mensch, der uns nichts getan hat, fiel und starb, solange sind wir Wahnsinnige. Denn dieser Mensch, der fiel und starb, hatte eine Mutter, einen Vater, eine Frau, die vor Schmerz schreien. War ein Mensch. Wollte so gerne leben. Und mußte sterben. Wofür? Warum? Wir, seine Mörder, ließen ihn sterben, weil wir nicht lieben."

Aus der Volksausgabe „Der Mensch ist gut", Potsdam 1918.



FRANZ MARC — KATZEN

Paul Westheim

WIE „DAS KUNSTBLATT" ENTSTAND

„Auch ein Verleger kann Idealismus haben", schrieb ich mal einem auf die Seiten der privaten Ruhmeshalle, die er unter der zarten Umschreibung „Gästebuch" sich zugelegt hatte. Es war gerade keiner von denen. Eigentlich, wenn ich's genau bedenke, habe ich's in meinem literarischen Leben in der Hauptsache mit Verlegern zu tun gehabt, die wirkliche Idealisten waren, versessen darauf, Ideen durchzusetzen, Geister und geistige Werte an die Öffentlichkeit zu bringen: Hermann Reckendorf, Dr. Ernst Rathenau vom Euphorion-Verlag und Gustav Kiepenheuer, der den Mut hatte, „Das Kunstblatt" herauszubringen, auch „Die Schaffenden" und jene stattlichen Monographien lebender Künstler, die mit Kokoschka und Lehmbruck begannen und mit Chagall, Klee, Ensor u. a. fortgesetzt wurden. Wahrlich, Mut und Weitblick gehörte dazu; diese Künstler damals waren noch nicht wie heute weltberühmt, vielmehr, sagen wir, reichlichst umstritten. Auch, was die Literatur anbelangt, war's so bei Kiepenheuer. Ich erinnere nur an Kaiser, Toller, Kasack, Hans Henny Jahnn. Und ich kann nicht glauben, daß es Zufall war, gerade diese Idealisten haben Verlage aufgebaut, die auch geschäftlich wirklichste Erfolge waren.

Merkwürdig genug, in der neuen Welt sollte ich das noch einmal bestätigt finden. Der Fondo de Cultura Económica, der Verlag meines Buches über die altmexikanische Kunst, war – wie der Insel-Verlag, den Alfred Walter Heymel gegründet hatte, um der jungen Literatur um die Jahrhundertwende eine Veröffentlichungsmöglichkeit zu bieten – ursprünglich der Zusammenschluß einiger ideal veranlagter Männer, die die Notwendigkeit erkannt hatten, den mexikanischen Gelehrten und Studenten die wissenschaftlichen, vor allem die volkswirtschaftlichen Werke zu bieten, die, weil in fremden Sprachen erschienen, ihnen nicht zugänglich waren. Und gerade dieses ideale und gemeinnützige Unternehmen, das im Laufe von 15 Jahren über 700 Bücher herausgebracht hat, sollte zum bedeutendsten und auch bestgehenden Verlag nicht nur Mexikos, sondern ganz Lateinamerikas werden.

Die erste Nummer des „Kunstblatts" erschien im Januar 1917, mitten im Weltkrieg. Unser Programm war: „Das Bleibende in der Kunst der Gegen-

wart“. Abgebildet in diesem ersten Heft waren Werke von Munch, Kokoschka, Lehmbruck, Barlach, Kirchner, Heckel, Nolde, gotische Plastik. Ich glaube, man darf sagen, alle diese Künstler sind wirklich bleibende Werte geworden. Auch wie viele noch, die in den weiteren Heften folgten: Klee, Grosz, Dix, Marc, Macke, Hofer, Chagall, Rohlfs, Max Ernst, Schlemmer, Baumeister, Nay, Werner Gilles, Scholz, Marcks usw.

Die Idee der Gründung des „Kunstblatts“ ist nicht im brodelnden „Kunstbetrieb“ entstanden, sondern reichlich abseits davon. Soldat, der ich im ersten Weltkrieg war, hatte ich ausgezeichnete Gelegenheit, nachzudenken über das, was man das „Kunstleben“ nennt. In so einem Weltkrieg, bekanntlich, werden ja nicht nur Menschen, sondern auch die Zeit, „die große Zeit“ totgeschlagen. In Stunden und Tagen, die man zum Kartenkloppen oder zur Erörterung von „Latrinengerüchten“ zu verwenden gehabt hätte, wurde mir verschiedenes klar: daß eine junge Kunstgeneration da war, schöpferische Geister, voller Elan, gepeitscht von einem neuen Kunstwollen, das auf Verinnerlichung und Vergeistigung eingestellt war. Junge Meister, wirkliche Meister, deren Schaffen noch kaum beachtet wurde, sofern man es nicht überhaupt ablehnte. Von dem „Sterbenden Krieger“ meines Freundes Lehmbruck z. B. schrieb ein Berliner Kritiker: „Dieser Mikrokephale mit den unerhört langen Beinen, dem unerhört langen Halse wird wohl in irgendeiner Jahrmarktsschaubude sein verdientes Ende finden.“ Diesen Künstlermenschen, von denen ich die Gewißheit hatte, daß sie die Kunst der Zeit, die Kunst von morgen repräsentierten, war mir klar, fehlte eins: eine Tribüne, von der aus sie zeigen konnten, was sie waren, was sie leisteten. Diese Tribüne zu schaffen im Gegensatz zu dem scheinbar so großartigen Kunstbetrieb, erschien mir eine lockende, eine notwendige Aufgabe. So entstand die Idee dieser Zeitschrift, die sich ganz bescheiden „Das Kunstblatt“ nannte.

Der Zufall – welch entscheidende Rolle spielt er bei so vielen großen Angelegenheiten – der Zufall wollte es, daß wir eines Tages in dem Brigadestab, in dem ich für damals meine militärische Karriere abschließen sollte, einen neuen Adjutanten bekamen, so einen frischfröhlichen Draufgänger, dem die Büroluft gar nicht gefiel und der auch bald wieder weg war. Am ersten Morgen stürzte er in die Schreibstube und – beförderte zunächst mal seine gesamte Mannschaft. Den Unteroffizier machte er zum Vize, die Gefreiten zu Unteroffizieren, mich wollte er mit den Gefreitenknöpfen schmükken. Angesichts der Lage faßte ich mir ein Herz und fragte ihn, ob er mir nicht lieber Urlaub nach Berlin geben wolle. „Großartig, dann habe ich mit Ihnen keine Schreiberei. Stellen Sie sich einen Fahrschein aus!“ In Berlin war gerade eine Ausstellung der Sezession. Da traf ich per Zufall J. B. Neu-

mann, Inhaber des Graphischen Kabinetts am Kurfürstendamm, voller Enthusiasmus, wie immer, für alles, was Talent hatte und Zukunft versprach. Da die Ausstellung nicht eben anregend war und draußen die schöne Frühlingsonne zu blinken begann, setzten wir uns auf eine Bank im Garten der Sezession, und da entwickelte ich Neumann meine Kunstblatt-Idee, schon um mal die Meinung eines Mannes zu hören, der die Situation übersah. Einige Monate später, Mitte 1916, als man meine militärischen Dienste nicht mehr zu benötigen glaubte, sehe ich, auf meinem Balkon stehend, einen Mann über den Hof eilen, ein Papier in der Hand schwenkend. Es war J. B. Neumann. Von unten rief er mir schon zu: „Ich habe Papier gekauft. Jetzt werden wir die Zeitschrift machen!" Papier damals, während des Krieges, war eine wichtige Sache. Also stellte ich die erste Nummer zusammen. Wir druckten sie. Als die Hefte fertig waren und erscheinen sollten, bekam Neumann – er war Österreicher – seinen Gestellungsbefehl. „Das macht nichts", sagte er. „Sie werden zusammen mit meiner Frau das ‚Kunstblatt' rausbringen." Was ich aber nicht wollte. Zum Starten einer Zeitschrift gehört ja Geld, und der Gedanke, daß wir das Geld Neumanns verbutterten, während er im Schützengraben oder eventuell auch in einer Schreibstube Weltkrieg machte, war mir peinlich. Ich schlug vor, die Herausgabe bis nach seiner glücklichen Wiederkehr zu vertagen.

Zwei Monate drauf war ich in Frankfurt am Main eingeladen bei einem Manne, der eine ganz prächtige Kunstsammlung hatte. Bei Tisch saß neben mir eine junge Dame. Und als im Laufe des Abends auch auf das zwar gedruckte, aber nicht erschienene „Kunstblatt" die Rede gekommen war, sagte sie: „Das würde vielleicht Kiepenheuer interessieren. Mein Bruder oder Schwager (ich erinnere mich nicht mehr genau) ist gerade bei Kiepenheuer eingetreten. Könnten Sie mir nicht mal so ein Heft geben?" Ich gab's. Eigentlich nur aus Höflichkeit. Kiepenheuer, das war ein berühmter Literatur-Verlag, der die schönen Bändchen der „Liebhaber-Bibliothek" und auch sonst allerlei ausgezeichnete Literatur herausgebracht hatte. Wie sollte man sich da für eine Kunstzeitschrift interessieren? Ich sah schon den üblichen Brief kommen: „... andere Verlagspläne ... bei diesen ungewissen Zeitumständen ... bedauern, uns zur Zeit nicht entschließen zu können ..."

Aber. Ich war kaum zurück in Berlin, da kam ein Telegramm aus Weimar: „Unser Herr Kiepenheuer ist morgen in Berlin, bittet um Ihren Besuch im Hotel Fürstenhof." Wir besprachen eingehend den Plan der Zeitschrift. Kiepenheuer war lebhaft interessiert, ich hatte den Eindruck: begeistert. In kurzem waren wir „prinzipiell einig". In den nächsten Tagen sollte ich zur Besprechung technischer Einzelheiten nach Weimar kommen. Ich erzähle

diese Episode, weil sie mir eine der Verlegerqualitäten Kiepenheuers, die ich weiterhin noch oft zu beobachten und zu bewundern Gelegenheit hatte, offenbarte. Statt sich zu verkapseln in Fürs und Widers, in Verlagstradition und was es an derlei Hemmungen noch gibt, war er aufgeschlossen, interessiert für neue Ideen, neue Möglichkeiten, übersah sofort die Tragweite einer Anregung und hatte auch den Mut, gegebenenfalls Ja zu sagen. Daß hinter diesem – im Verlagswesen so seltenen – Talent, sich entscheiden zu können, auch Urteilsfähigkeit stand, beweist die Liste der Veröffentlichungen des Verlags. Fehlgriffe sind kaum darunter.

Zu unserer Unterredung in Weimar hatte er Henry van de Velde gebeten, den genialen Architekten, den „Laienprediger" zur Erneuerung der Architektur, des Kunsthandwerks, den unermüdlichen Mahner zur Qualitätsarbeit. Van de Velde in dieser Besprechung sagte ein Wort, das mir unvergeßlich geblieben und zu einer der Richtlinien meiner Arbeit geworden ist: „Sie müssen diese Jungen so herausbringen, als ob es Rembrandts wären. Wenn Sie selbst das nicht glauben, wie soll's denn das Publikum glauben?!" Auch das begriff Kiepenheuer, der ohnehin bei der Herausgabe seiner Bücher auf wirkliche Qualität bedacht war. Er beschaffte prächtiges Papier, auf dem die Abbildungen meisterhaft rauskamen, ließ das „Kunstblatt" herstellen bei A. Wohlfeld in Magdeburg, eine der besten Druckereien nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt.

In der Silvesternacht fuhr ich zurück nach Berlin. Mitte Januar 1917 erschien das erste Heft.

Natürlich wurden wir aufs heftigste bekämpft. Nicht nur von den ewig Rückständigen, die ja das Recht hatten, sich der Entwicklung entgegenzustemmen. „Dagegen" war der ganze Clan der Zünftigen, die „seriösen" Kunsthistoriker, die Museumsdirektoren, die Kritiker sogar auch der „fortschrittlichen" Zeitungen. Es ging bis zu jämmerlichsten persönlichen Verunglimpfungen. Alles war zu frisch, zu lebendig, Sturm und Drang einer Zeitwende, zu wenig Routine, zu wenig kunsthistorisches Seminar. Bei diesem Widerstand der „öffentlichen Meinung" überlegte ich mir ernsthaft, ob es nicht richtiger wäre, das Blatt einfach einzustellen. Ich erinnere mich noch, ich war gerade dabei, eine Sondernummer über das Wesen der plastischen Gestaltung zusammenzustellen. Dann aber, als ich die Klischeeabzüge von Barlach, von Lehmbruck vor mir hatte, sagte ich mir: „Nun erst recht!" Und was mich vor allem ermutigte, war die Haltung Kiepenheuers. Er ließ sich nicht im geringsten beirren; er war und blieb überzeugt.

Und dann kamen auch ganz andere Stimmen, vor allem mit der Feldpost von den jungen Künstlern draußen. Als ich eines der genialen Bilder Picas-

sos, einen seiner großen Köpfe, abgebildet hatte, schrieb z.B. Helmuth Macke: „Eben kam das Kunstblatt. Gerade war bei uns eine Bombe eingeschlagen, 20 Mann tot. Der Kopf von Picasso erschien mir wie eine Illustration des soeben Geschehenen." Im Oktober 1917 brachten wir ein Sonderheft Kokoschka heraus, zum erstenmal eine anschauliche Übersicht über das Schaffen dieses großen Gestalters. Das Heft war in wenigen Wochen vergriffen, wir mußten eine zweite Auflage drucken – ganz ungewöhnlich im Zeitschriftenwesen. Der Bann war gebrochen, das „Kunstblatt" war „durchgesetzt", die jungen Künstler hatten ihre Tribüne, wurden begriffen als das, was sie waren, als schöpferische Gestalter, ihre Werke kamen in die Museen, geleitet von denselben Direktoren, die zuerst so „dagegen" gewesen waren, bis der Nazi-Banausengeist diese Kunst entfernte und als „entartet" anprangerte. Wenn das „Kunstblatt" einiges dazu tun konnte, um dieser damals jungen Generation zu der Geltung zu verhelfen, die ihr zukam und die sie in der Geschichte der Kunst behalten wird, so gebührt das eigentliche Verdienst diesem Mann, diesem Gustav Kiepenheuer, der seinen großen Verlag, seine Mittel, seine Arbeit, seine organisatorischen und technischen Erfahrungen und seinen Glauben an die Bedeutung und die kulturelle Leistung dieser Werdenden jahrelang einsetzte für die Zeitschrift und die zahlreichen Künstlermonographien und Kunstbücher, die um sie herum entstanden sind.

Mexiko, Dezember 1947.



Georg Kaiser

FAHRTLOS

Mein Leben kennt nicht überblaute Sunde
nach glatter Meerfahrt, wo die Golfe sind
die Frucht zu bergen der geglückten Funde
von andern Küsten-Inseln ohne Wind,

Ich hißte früh die überhöhten Segel.
Der erste Sturmstoß trug das Kartenblatt
davon – und unbekannt mit Grad und Pegel
fuhr ich voran. Kein Segel setzt' ich matt.

Von solcher Fahrt kann keine Rückkehr werden
mit bis zum Bord gehäufter Ladelast.
Nur Trümmer landen irgendwo auf Erden
von Bohlen, Balken und geborstnem Mast.

SEBASTIAN

Erst standen sie noch mit gesenktem Bogen
hinlugend lüstern nach dem lebend Ziel,
bevor sie straffer ihre Sehne zogen
und sich versuchten im verruchten Spiel.

Dann schossen sie in gierigster Vernichtung
den letzten Pfeil, der sich im Köcher fand,
und lobten nach der blutigen Verrichtung
einander Schützenaug' und Schützenhand.

Der so getroffen ließ das Haupt gesunken,
als könne ihn nur noch das Sterben mühn:
doch jedem Pfeil von seinem Blute trunken
entsproßte Lorbeerreis und ewig Grün.

Aus dem Nachlaß.

GEORG KAISER †

Georg Kaiser

AUS DEM II. AKT DER „KORALLE".

Sohn – in einem grauen Anzug – steigt die Schiffstreppe empor und wird von der Tochter stürmisch begrüßt. Kapitän steht salutierend.

SOHN: Ihr habt mir aufgelauert?

TOCHTER: Seit zwei Tagen kreuzen wir auf dieser Stelle. Die Langeweile war fabelhaft.

MILLIARDÄR: Ich wollte dich überraschen.

SOHN: Das ist dir vollständig gelungen. Deine Gäste?

MILLIARDÄR: Nur der enge Kreis.

Sohn geht von einem zum andern, begrüßt wortlos. Dann steht er bei einem Sessel. Es herrscht eine verlegene Stille.

TOCHTER (*wirft sich in einen Sessel*): Mir ist das zu feierlich.

MILLIARDÄR (*auf die Sessel einladend*): Bitte.

Alle setzen sich – Sohn folgt zögernd.

Kapitän, kommt und setzt sich.

SOHN (*verwundert zu ihm*): Fahren wir denn nicht?

MILLIARDÄR: Ich habe gedacht, daß wir noch drei, vier Tage auf See bleiben.

SOHN: Wenn es dein Wunsch war –

MILLIARDÄR: Deinetwegen.

SOHN: Warum?

MILLIARDÄR: Nach dieser Reise –

TOCHTER: Der „Albatros" – ich habe ihn in der Aufregung nicht gesehen. Ist er große Klasse? Wieviel Meilen?

SOHN: Was gibt es denn mit dem „Albatros"?

TOCHTER: Wir wollten ihn nämlich herausfordern. War er ein scharfer Gegner?

SOHN: Darüber lachen Sie. – Nein, Schwester, ein Gegner in diesem Sinne ist der „Albatros" nicht.

TOCHTER (*erstaunt*): Warum reist du denn nicht auf der „Meeresfreiheit"?

MILLIARDÄR (*unruhig ablenkend*): Von deinen Eindrücken in den großen Städten der Erde –

SÄNGERIN: Haben Sie überall die Oper besucht?

SOHN: Wir können doch den Charakter des „Albatros" feststellen: er ist ein Kohlendampfer! – Kapitän, Sie müssen doch die Schiffe kennen, die verkehren?

KAPITÄN: Auf diesen „Albatros" hätte ich nicht geraten.

SOHN: Weshalb nicht?
KAPITÄN (*lächelt*).
SOHN (*an die andern*): Ist das so wunderbar? Fahren nicht andere Menschen auf solchen Schiffen?
KAPITÄN: Für Passagiere sind sie nicht eingerichtet.
SOHN: Für die nicht – aber die Matrosen, Heizer sind doch Menschen?
MUSEUMSDIREKTOR (*nach einer Stille*): Sie verstehen sich die Genüsse mit einigem Raffinement zu verschaffen.
SOHN: Welche Genüsse?
MUSEUMSDIREKTOR: In diesem Gegensatz von Kohlendampfer und dieser Jacht bietet sich erst die rechte Möglichkeit, ihren Luxus zu genießen.
SOHN Oder zu – (*abbrechend und sich an den Milliardär wendend*): Hat dir mein Begleiter berichtet?
MILLIARDÄR: Ich habe nicht mit ihm gesprochen.
SOHN: Er muß doch seit zwei Tagen angekommen sein?
MILLIARDÄR: Zwei Tage liege ich hier draußen.
SOHN: Bist du mit ihm unzufrieden? Die Schuld trage ich. Er hat sich gewiß jede Mühe gegeben.
MILLIARDÄR (*ausweichend*): Willst du dich jetzt nicht umkleiden?
TOCHTER: Du trägst ja einen Straßenanzug.
SOHN: Er schützt besser gegen Kohlenstaub, der wirbelte. Außerdem war er weniger auffällig – und klugerweise paßt man sich an.
MILLIARDÄR: So passe dich uns an – und stecke dich von Füßen bis zum Hals in Weiß.
SOHN: Du mußt mir schon mein Vergnügen lassen.
SÄNGERIN (*mit dem Kodak*): Sehr interessante Bildwirkung.
SOHN: Weiter ist das für Sie nichts?
ARZT: Bei dieser überstiegenen Temperatur empfiehlt sich weiße Bekleidung aus gesundheitlichen Rücksichten.
MILLIARDÄR: Da hörst du unsern besorgten Doktor.
SOHN (*mit unterdrückter Schärfe*): Würden Sie Ihrem ärztlichen Rat auch im Maschinenraum Geltung verschaffen?
ARZT: Schwerlich.
SOHN: Weil Sie damit nicht durchdringen. Aus Gründen der Beschäftigung mit schwarzer Kohle.
ARZT: Gewiß.
SOHN: Also darf die Gesundheit dort unten leiden – und sich oben pflegen?
MUSEUMSDIREKTOR: Sie haben wohl mehr auf Ihrer Reise gesehen als Sie –

SOHN: Wenn man zum erstenmal unterwegs ist, sperrt man die Augen weiter auf.
TOCHTER: Bist du mit Fürsten zusammengetroffen?
SÄNGERIN: Erzählen Sie doch.
SOHN: Täglich.
TOCHTER: Hast du Freundschaft geschlossen. Besucht dich wer?
SOHN: Auf meinem Kohlendampfer könnte ich dir fünf, zehn vorstellen. Komm das nächstemal mit.
MUSEUMSDIREKTOR: Wollen Sie noch mal –
SOHN: Genüsse mir raffinieren?
Ein Matrose kommt, meldet dem Kapitän. Der Kapitän geht zum Arzt und flüstert mit ihm. Die Drei ab.
SOHN: Fahren wir doch?
MILLIARDÄR: Ich habe nichts angeordnet.
SOHN: Warum ging der Arzt mit dem Kapitän?
SÄNGERIN: Vielleicht ein Unfall unter der Mannschaft.
SOHN: Wollen Sie nicht eine Aufnahme machen?
TOCHTER: Wir könnten wirklich fahren, um Luft zu bekommen. Die Hitze drückt unerträglich.
SOHN: Und wir wohnen auf dem Verdeck!
SÄNGERIN: Ist es anderswo kühler?
SOHN: Nein – aber heißer.
SÄNGERIN: Gibt es das?
SOHN: Steigen Sie zu den Heizern hinunter!
MILLIARDÄR: Jetzt werde ich veranlassen, daß wir fahren!
MUSEUMSDIREKTOR (*ironisch*): Schonen Sie doch die Heizer.
SOHN: Wissen Sie, was es heißt, vor den Feuern stehen?
MUSEUMSDIREKTOR: Ich habe die Gelegenheit nicht gesucht.
SOHN: Und für eine Schilderung bringen Sie kein Interesse auf?
MUSEUMSDIREKTOR: Durch einen Fachmann anschaulich gemacht –
SOHN: Ich bin Fachmann!
MILLIARDÄR (*zur Tochter*): Sage doch dem Kapitän –
TOCHTER: Volle Fahrt!
SÄNGERIN: Die Damen übernehmen das Kommando!
TOCHTER: Wir stellen einen neuen Rekord auf. Heute abend wird er an die Zeitungen gefunkt und die Welt platzt morgen vor Neid! (*Mit der Sängerin ab.*)
SOHN: Verhinderst du nicht den Unfug?
MILLIARDÄR: Die Jacht hat ihre volle Schnelligkeit noch nicht gezeigt.

SOHN: Dann bitte ich dich, mich vorher von Bord zu lassen.
MUSEUMSDIREKTOR: Sie sind an Schnelligkeit seit dem Kohlendampfer nicht mehr gewöhnt.
SOHN: An Leichtsinn!
MILLIARDÄR: Du hast immer Gefallen an solchen Spielen gefunden.
SOHN: Ich schäme mich, so spät zur Besinnung gekommen zu sein.
MILLIARDÄR: Was heißt das?
SOHN: Daß ich – (*nachdrücklich*) ich kann diese Rekordfahrt nur von den Kesseln mitmachen.
MILLIARDÄR (*zum Museumsdirektor*): Lassen Sie die Damen nicht auf der Brücke warten.
Museumsdirektor ab.
MILLIARDÄR (*langsam*): Bist du wirklich auf jenem Dampfer als Heizer gefahren?
SOHN: Ich war nicht ausdauernd genug – und mußte Passagier bleiben.
MILLIARDÄR: Hat es dich gereizt –
SOHN: Der Dampfer ist ja das Unwichtigste.
MILLIARDÄR: Du hast dich auf deiner Reise über manches gewundert.
SOHN: Wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen. Das ganze Unrecht, das wir begehen, wurde mir offenbar. Wir Reichen – und die andern, die ersticken in Qualm und Qual – und Menschen sind, wie wir. Mit keinem Funken Recht dürfen wir das. – Weshalb tun wir es? Ich frage dich, warum? Sage mir eine Antwort, die dich und mich entschuldigt?
MILLIARDÄR (*starrt ihn an*): Das fragst du?
SOHN: Ich frage dich – und höre nicht wieder auf zu fragen. Ich bin dir heute wie noch nie in meinem Leben dankbar. Du hast mir diese Reise geschenkt – ohne die ich blind geblieben wäre.
MILLIARDÄR: Du wirst wieder vergessen.
SOHN: Was in mir ist – mich erfüllt durch und durch? Erst müßte ich mich selbst auslöschen.
MILLIARDÄR: Was – ist in dir?
SOHN: Das Grauen vor diesem Leben mit seiner Peinigung und Unterdrückung.
MILLIARDÄR: Deine Reiseerlebnisse genügen nicht –
SOHN: Genügen nicht?
MILLIARDÄR: Du übertreibst flüchtige Erfahrungen.
SOHN: Im Blute brennen sie mir! Nach allem andern das schlagendste Bild: Da am Kai liegt die „Meeresfreiheit". Bewimpelt, Musik. Auf Deck spazieren die Passagiere in hellen Kleidern, schwatzen – sind lustig. Wenige

SOHN: Dann bitte ich dich, mich vorher von Bord zu lassen.

MUSEUMSDIREKTOR: Sie sind an Schnelligkeit seit dem Kohlendampfer nicht mehr gewöhnt.

SOHN: An Leichtsinn!

MILLIARDÄR: Du hast immer Gefallen an solchen Spielen gefunden.

SOHN: Ich schäme mich, so spät zur Besinnung gekommen zu sein.

MILLIARDÄR: Was heißt das?

SOHN: Daß ich – (*nachdrücklich*) ich kann diese Rekordfahrt nur von den Kesseln mitmachen.

MILLIARDÄR (*zum Museumsdirektor*): Lassen Sie die Damen nicht auf der Brücke warten.

Museumsdirektor ab.

MILLIARDÄR (*langsam*): Bist du wirklich auf jenem Dampfer als Heizer gefahren?

SOHN: Ich war nicht ausdauernd genug – und mußte Passagier bleiben.

MILLIARDÄR: Hat es dich gereizt –

SOHN: Der Dampfer ist ja das Unwichtigste.

MILLIARDÄR: Du hast dich auf deiner Reise über manches gewundert.

SOHN: Wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen. Das ganze Unrecht, das wir begehen, wurde mir offenbar. Wir Reichen – und die andern, die ersticken in Qualm und Qual – und Menschen sind, wie wir. Mit keinem Funken Recht dürfen wir das. – Weshalb tun wir es? Ich frage dich, warum? Sage mir eine Antwort, die dich und mich entschuldigt?

MILLIARDÄR (*starrt ihn an*): Das fragst du?

SOHN: Ich frage dich – und höre nicht wieder auf zu fragen. Ich bin dir heute wie noch nie in meinem Leben dankbar. Du hast mir diese Reise geschenkt – ohne die ich blind geblieben wäre.

MILLIARDÄR: Du wirst wieder vergessen.

SOHN: Was in mir ist – mich erfüllt durch und durch? Erst müßte ich mich selbst auslöschen.

MILLIARDÄR: Was – ist in dir?

SOHN: Das Grauen vor diesem Leben mit seiner Peinigung und Unterdrückung.

MILLIARDÄR: Deine Reiseerlebnisse genügen nicht –

SOHN: Genügen nicht?

MILLIARDÄR: Du übertreibst flüchtige Erfahrungen.

SOHN: Im Blute brennen sie mir! Nach allem andern das schlagendste Bild: Da am Kai liegt die „Meeresfreiheit". Bewimpelt, Musik. Auf Deck spazieren die Passagiere in hellen Kleidern, schwatzen – sind lustig. Wenige

Meter tiefer die Hölle. Da verbrennen Menschen zuckenden Leibes in Schächten vor fauchenden Feuerlöchern. Damit wir eine schnelle und flotte Fahrt haben! – Ich hatte meinen Fuß schon auf die „Meeresfreiheit" gesetzt – aber ich mußte umkehren – und erst auf diesem „Albatros" schlug mein Gewissen ruhiger!

MILLIARDÄR: Und jetzt hast du diese Erschütterungen überwunden?

SOHN: Hier erhalten sie ihre äußerste Steigerung! Hier – auf deiner Luxusjacht! Scham preßt mir das Blut unter die Stirn! In Sesseln liegen wir träge – und jammern über die Hitze, die von der Sonne kommt. Eiswasser schlürfen wir, und sind von keinem Staube im Halse gereizt! – Hier unter den weichen Sohlen deiner weißen Schuhe brodelt das Fieber. Halbe Dunkelheit herrscht! – Reiße diese Wand von Holzplanken auf – die so dünn ist und so grauenhaft trennt! – und sieh hinab – seht alle hinab – und erlebt es auch: daß euch das Wort im Munde stockt, mit dem ihr euch vor einem da unten brüsten wollt!

Arzt schlendert herein.

SOHN (*rasch zu ihm*): Was hat es gegeben, Doktor?

ARZT: Ein gelber Heizer ist zusammengebrochen.

SOHN: Tot?

ARZT (*schüttelt den Kopf*): Hitzschlag.

SOHN: Wohin haben Sie ihn gebracht?

ARZT: Ich habe ihn vor den Luftschacht unten legen lassen.

SOHN: Nicht auf das Verdeck geschafft?

ARZT: Nein.

SOHN (*kurz*): Warten Sie hier.

ARZT (*läßt sich in einen Sessel fallen, zum Neger*): Eiswasser. (*Zum Milliardär*): Ich finde, daß sich die Nerven außerordentlich bei diesem längeren Stilliegen auf See beruhigen. Ich möchte Ihnen das zweimonatlich je fünf Tage verordnen.

MILLIARDÄR (*steht unbeweglich*).

ARZT: Ich verspreche mir gute Erfolge für Sie von dieser Diät.

MILLIARDÄR (*stumm*).

ARZT: Allerdings wird der besondere Reiz, Ihren Sohn zu erwarten, später fehlen, aber Ihre Tochter wird sich erfinderisch in Überraschungen gemäßigterer Art zeigen. Ich werde mit ihr in diesem Sinne sprechen.

Stimmen und Schritte nähern sich.

ARZT (*stellt das Glas hin*): Ein Bordspiel im Gange?

Matrosen bringen den halbnackten gelben Heizer.

SOHN: Hier hinein!

ARZT (*aufstehend*): Was ist das?

SOHN: Sessel zusammenrücken. Doktor, fassen Sie an. Es geht um ein Leben. (*Zu den Matrosen*): Niederlegen. (*Zum Neger*): Eiswasser. (*Zum Arzt*): Vorwärts, Doktor, Sie verstehen das besser als ich. Waschen Sie die Brust ab. (*Zum Milliardär*): Du erlaubst doch, daß dein Leibarzt hier Hand anlegt? (*Zum Arzt*): Besteht Gefahr?

KAPITÄN (*kommt – gedämpft – zum Milliardär*): Ich habe nichts verhindern können.

MILLIARDÄR (*schüttelt heftig den Kopf*).

Tochter und Sängerin kommen.

SOHN (*zur Tochter*): Willst du uns nicht helfen, Schwester? Ein Mensch kann hier sterben!

TOCHTER (*tritt heran*).

SOHN: Tauche deine Hände in das Eiswasser und lege sie ihm auf die heiße Brust. Es ist deine Pflicht, zu der ich dich aufrufe.

TOCHTER (*tut es*).

SOHN (*außer sich zum Arzt*): Herr Doktor, Sie müssen ihn retten, sonst bin ich ein Mörder!

MILLIARDÄR (*starrt auf die Gruppe – bewegt den Mund – murmelt endlich*): Das Furchtbare!

SÄNGERIN (*stellt den Kodak ein – zum Museumsdirektor*): Solche Aufnahme habe ich noch nicht gemacht. (*Sie knipst.*)

Aus Schauspiel: „Die Koralle", Weimar 1917.

Iwan Goll †

DER PANAMAKANAL

I.

Noch lagen die Jahrhunderte des Urwalds mitten zwischen den Meeren. Mit goldenen Zacken ausgeschnitten die Golfe und Buchten. Mit zähem Hammer zerschlug der Wasserfall die gestemmten Felsen.

Die Bäume schwollen in den sinnlichen Mittag hinein. Sie hatten die roten Blumenflecken der Lust. Schierling schäumte und zischte auf hohem Stengel. Und die schlanken Lianen tanzten mit weitoffenem Haar.

Wie grüne und blaue Laternen huschten die Papageien durch die Nacht des Gebüschs. Tief im fetten Gestrüpp rodete das Nashorn. Tiger kam ihm bruderhaft entgegen vom Flußlauf.

Feurig kreiste die Sonne am goldenen Himmel wie ein Karussell. Tausend fältig und ewig war das Leben. Und wo Tod zu faulen schien: neues Leben sproßte mit doppeltem Leuchten.

Noch lag das alte Jahrhundert zwischen den Menschen der Erde.

II.

Da kamen die langen, langsamen Arbeitertrupps. Die Auswanderer und die Verbannten. Sie kamen mit Kampf und mit der Not.

Mit keuchenden Qualen kamen die Menschen und schlugen die dröhnenden Glocken des Metalls.

Sie hoben die Arme wie zum Fluch und rissen den Himmel zürnend um ihre nackten Schultern.

Ihr Blut schwitzte in die Scholle. Wieviel magere Kinder, wieviel Nächte, angstvolle, wurden an solchem Tag vergeudet!

Die Fäuste wie Fackeln aufgereckt. Zerschrieene Häupter. Aufgestemmte Rümpfe. Es war Arbeit. Es war Elend. Es war Haß. So wanden sich die Spanier einst am Marterpfahl. So krümmten sich die Neger einst in verschnürtem Kniefall.

Das aber waren die modernen Arbeitertrupps. Da waren die heiligen, leidenden Proletarier.

Sie hausten in Baracken und in Lattenhütten stumpf. Geruch des Bratfischs und der Ekel des Branntweins schwälten. Die hölzernen Betten stießen sich an wie Särge im Friedhof.

Am Sonntag sehnte sich eine Ziehharmonika nach Italien oder nach Kapland. Irgendein krankes Herz schluchzte sich aus für die tausend andern.

Sie tanzten zusammen mit schwerem, schüchternem Fuß. Sie wollten die Erde streicheln, die morgen aufschreien mußte unter der Axt. Dann schlürften sie für fünf Cents Himbeereis.

Und wieder kam das Taghundert der Arbeit.

III.

In ein Siechbett verwandelten sie die Erde. Die roten Fieber schwollen aus den Schlüpften. Und die Wolken der Moskitos wirbelten um die Sonne.

Kein Baum mehr rauschte. Kein Blumenstern blühte mehr in dieser Lehmhölle. Kein Vogel schwang sich in den verlorenen Himmel.

Alles war Schmerz. Alles war Schutt und Schwefel. Alles war Schrei und Schimpf.

Die Hügel rissen sich die Brust auf im Dynamitkrampf. Aus den triefenden Schluchten heulten die Wölfe der Sirenen. Bagger und Kranen kratzten die Seen auf.

Die Menschen starben in diesem unendlichen Friedhof. Sie starben überall an der gleichen Qual.

Den Männern entfuhr der tolle Ruf nach Gott, und sie bäumten sich wie goldene Säulen auf. Den Weibern entstürzten erbärmliche, bleiche Kinder, als ob sie die Erde strafen wollten mit soviel Elend.

Von der ganzen Erde waren sie zum knechtischen Dienst gekommen. Alle die Träumer von goldenen Flüssen. Alle Verzweifler am Hungerleben.

Die Aufrechten und die Wahrhaftigen waren da, die noch an ein Mitleid des Schicksals glaubten. Und die dunklen Tölpel und die Verbrecher, die tief ins Unglück ihre Schmach verwühlten.

Die Arbeit aber war nur Ausrede. Jener hatte zwanzig verbitterte Generationen in seinem Herzen zu rächen. Dieser hatte die Syphilismutter in seinem Blut zu erdrosseln.

Sie alle schrien im Kampf mit der Erde.

IV.

Sie wußten aber nichts vom Panamakanal. Nichts von der unendlichen Verbrüderung. Nichts von dem großen Tor der Liebe.

Sie wußten nichts von der Befreiung der Ozeane und der Menschheit. Nichts vom strahlenden Aufruhr des Geistes.

Jeder einzelne sah einen Sumpf austrocknen. Einen Wald hinbrennen. Einen See plötzlich aufkochen. Ein Gebirge zu Staub hinknien.

Aber wie sollte er an die Größe der Menschheit glauben! Er merkte nicht, wie die Wiege eines neuen Meeres entstand.

Eines Tages aber öffneten sich die Schleusen wie Flügel eines Engels. Da stöhnte die Erde nicht mehr.

Sie lag mit offener Brust wie sonst die Mütter. Sie lag gefesselt in den Willen der Menschen.

Auf der Wellentreppe des Ozeans stiegen die weißen Schiffe herab. Die tausend Bruderschiffe aus den tausend Häfen.

Die mit singenden Segeln. Die mit rauchendem Schlot. Es zirpten die Wimpel wie gefangene Vögel.

Ein neuer Urwald von Masten rauschte. Von Seilen und Tauen schlang sich ein Netz Lianen.

Im heiligen Kusse aber standen der Stille Ozean und der Atlantische Ausfuhr. O Hochzeit des blonden Ostens und des westlichen Abendsterns. Friede, Friede war zwischen den Geschwistern.

Da stand die Menschheit staunend am Mittelpunkt der Erde. Von den brodelnden Städten, von den verschütteten Wüsten, von den glühenden Gletschern stieg der Salut.

Das Weltgeschwader rollte sich auf. Es spielten die blauen Matrosenkapellen. Von allen Ländern wehten freudige Fahnen.

Vergessen war die dumpfe Arbeit. Die Schippe des Proletariers verscharrt. Die Ziegelbaracken abgerissen.

Über den schwarzen Arbeitertrupps schlugen die Wellen der Freiheit zusammen. Einen Tag lang waren auch sie Menschheit.

Aber am nächsten schon drohte neue Not. Die Handelsschiffe mit schwerem Korn und Öl ließen ihre Armut am Ufer stehn.

Am nächsten Tag war wieder Elend und Haß. Neue Chefs schrien zu neuer Arbeit an. Neue Sklaven verdammten ihr tiefes Schicksal..

Am andern Tag rang die Menschheit mit der alten Erde wieder.

Aus: Ludwig Rubiner „Kameraden der Menschen", Potsdam 1919.

Wilhelm Herzog

AUCH EURE UHR IST ABGELAUFEN

Die Massen aller Länder beginnen zu erkennen: Die Repräsentanten sind es gewesen, die durch ihre Politik der Machtanbetung, der Menschenfeindschaft, der rücksichtslosen Menschenausbeutung die Weltkatastrophe entzündet haben. Wer anders hat, so fragen sie anklägerisch, die zum Guten wie zum Bösen zu leitende Menschheit verroht, vertiert, verdreckt? Wer zwang sie durch die Schleppenträger des Kapitals – durch die Professoren, Plakatkünstler, Dichter, Pressehuren – an verlogene Ideale zu glauben? Wer impfte uns armen verhetzten und irregeführten Menschen ein, daß wir Helden wären, wenn wir mordeten? Wer dekorierte uns? – Die Repräsentanten dieser alten Welt, antworten sie sich selbst, einer Welt, die untergehen wird, untergehen muß, wollen wir und unsere Kinder zu neuem Leben, zu neuem Aufbau, zur Durchgeistigung, zur Veredelung der Menschheit je gelangen.

Und diese selben Repräsentanten wollen jetzt den Frieden machen? Den Weltfrieden? – Es konnte nicht anders sein. Auch die hervorragendsten Geister der westlichen Welt, einer scheinheiligen Weltdemokratie, mußten sich in den Netzen des Kapitalismus und Militarismus fangen. Und sie, die Gefangenen von Versailles, halten sich wohl gar in ihrer momentanen Allmacht für die Weltbeherrscher. So wie der Zar und Wilhelm von Amerongen sich einst Selbstherrscher wähnten, während sie nur gefährliche Marionetten am Drahte eines höchst komplizierten Jahrhunderte alten Systems waren, das an der Aufrechterhaltung der kapitalistisch-militaristischen Anarchie interessiert war.

Aber die großen Staatsmänner Frankreichs, Großbritanniens, Amerikas erwiesen sich von Tag zu Tag deutlicher als die etwas klügeren, gebildeteren, nur im Grunde genau so kurzsichtigen, so verbohrten, so antiquierten Exponenten desselben Systems, das mit Notwendigkeit alle diese vorsintflutlichen Forderungen stellen muß, das ihrem Geist, ihrer Vernunft, ihrer Menschlichkeit gar nicht erlaubt, sich zu betätigen. Sie gäben es selber zu, wenn man von Mensch zu Mensch mit ihnen spräche. Darum lassen sie das gar nicht zu, darum verschanzen sie sich, um ihre kleinen, ihnen groß er-

scheinenden bürgerlich-kapitalistischen Positionen zu retten. Es hilft ihnen nichts. Sie spüren es. Und dennoch dieser Verzweiflungskampf einer alten mächtigen Welt gegen die Kämpfer der neuen Welt, die ihnen mit Recht unheimlich scheinen. Weil sie endlich ernst machen, weil sie aufräumen wollen mit dem Wust an staatlichen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen Vorurteilen, weil sie an Stelle des schillernden Geistes die Tat, die Verwirklichung setzen, weil sie keine Literatur, sondern das Leben neu schaffen, weil sie allen Aposteln und Schwärmern für Menschlichkeit, Demokratie, Antimilitarismus mißtrauen, weil sie statt der Luftschlösser, Phrasen und abkratzbaren Ornamente, die der Kapitalismus seinen „geistigen" Repräsentanten gerne erlaubt, endlich selbst diese alte Welt stürzen, auf Grund der selbstverständlichsten menschlichen Forderungen neu bauen und eine gerechtere, wahrhaft sozialistische und demokratische Weltordnung herstellen wollen. –

* * *

Clémenceau, Arzt und Publizist, Lloyd George, Schulmeisterssohn und Anwalt, Wilson, unbegüterter Universitätsprofessor, denken Sie an Ihre früheren Jahre hingebungsvoller Arbeit. Wofür arbeiteten Sie? Für das Wohl ihres Volkes und der Welt, ja für die Besserung der Menschheit, die Sie erlösen wollten aus den Fesseln der Knechtschaft, der Vorurteile, der Ausbeutung, der durch Kirche und Staat konservierten Untertänigkeit und Dummheit. Sie wollten erhellen, vergeistigen, veredeln, vermenschlichen. Und was treiben Sie jetzt?

Sie alle verleugnen Ihre erstaunlichen Gaben, Sie erniedrigen sich, wenn Sie behaupten, für das, was in Rußland, in Ungarn, in Deutschland aufging, nur das gleiche bornierte und inferiore Verständnis übrig zu haben wie unsere kaiserlichen Sozialdemokraten. Sie, die viel radikaler, klüger, weitsichtiger, intellektueller, gerechter denken gelernt haben als diese nüchternen und durch die Berührung mit der materiellen Macht verdorbenen Kleinbürger. Sie wollen die Ideen der Revolution nicht anerkennen? Sie wollen Sie verleugnen? Sie glauben, sie wird vor Ihren Grenzpfählen haltmachen?

Dann, unwürdige Nachfahren der großen Enzyklopädisten, Bürger von Paris, London und New York, dann tretet schnellstens ab, wenn Ihr wirklich die Weltstimme, die Posaune der Weltrevolution in Euren Palästen nicht hört; lasset von Euren tüchtigen, klugen und eifrigen Beamten keine Paragraphen mehr ausarbeiten, sondern bewahret die Welt, Eure eigenen Länder, vor katastrophalen Auseinandersetzungen, blutigen Kämpfen, Bürgerkrieg, Anarchie und Zerstörung, lasset noch heute für Eure Völker andere Mandatare sprechen.

Ständen an Ihren Posten Männer wie Longuet, Cachin, Mistral, Loriot, Macdonald, Snowden – und sie oder Verwandte ihres Geistes werden bald dort stehen –, so ist Verständigung, Vereinigung, Verbrüderung logische Folge unserer Ideen, Absichten, Ziele.

Dieser von Ihnen und Ihren Mitarbeitern sorgfältigst ausgearbeitete sogenannte Friedensvertrag hat nur eine Entschuldigung. Er bekämpft, er straft, er knebelt das verbrecherische Deutschland von 1914–1918. Sie mißtrauen dem neuen Geist, ja Sie behaupten mit Recht, ihn in dem Regime der Ebert und Noske nicht erkennen zu können. Sie sprechen vom alten Deutschland „unter der revolutionären Maske". Sie sehen die alten Generäle am Werk. Und da Sie sich, nach einem ebenso alten wie widersinnigen Brauch der Diplomatie, in die inneren Angelegenheiten eines Volkes nicht mischen dürfen, so mißtrauen Sie weiter und wollen sich sichern. Ihr Kriegsspiel war: Zerstörung des preußischen Militarismus. Sie haben viel erreicht. Dieses ist Ihnen nicht gelungen. Der preußische Militarismus lebt, eingeklemmt zwar, aber viel bedrohlicher, frecher, brutaler, besinnungsloser, als je zuvor, unter dem Schutze sozialistischer Minister. Er hat die besten, geistigsten, edelsten und kühnsten Köpfe Deutschlands bereits erschlagen. Buchstäblich erschlagen. Und während sich die Welt vor zwanzig Jahren über das Schicksal eines unbedeutenden Artilleriehauptmanns, namens Dreyfus, monatelang erregte, verhallt heute jeder Appell an die Menschheit, jeder Ruf, der Rechenschaft für die Morde an den Helden der Revolution fordert.

Weil der fünfjährige Weltwahnsinn alle Gefühle der Solidarität verschüttet hat. Weil die Herren dieser Welt um das Saarbecken, um Danzig, um die Milchkühe, um 100 oder 200 Milliarden, die Sie doch nie bekommen werden, streiten müssen, aber unersetzbare, unwiederbringliche Werte der höchsten Geistigkeit, des Menschentums, der Beglückung für alle zerstampfen lassen. Menschen, Kämpfer, Pioniere des Geistes und der Gerechtigkeit. So fielen: Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Kurt Eisner, Leo Jogisches, Gustav Landauer, Eugen Leviné.

Der deutsche Militarismus, der von Ihnen zerstört sein sollte, hat sie mißhandelt, mit Kolben erschlagen, „auf der Flucht erschossen", ermordet, geschlachtet und zertreten oder – nach Richterspruch – an die Wand gestellt und mit Flintenkugeln durchbohren lassen, wie Ihre Miß Cavell, um die Sie trauern. — — –

* * *

Die beiden Wörtchen „trop tard" stehen über allem, was seit Beginn der Weltrevolution – im August 1914 – an Tragischem geschah.

So werden auch Sie, Wilson, Lloyd George, Clémenceau, besiegt unc überwunden werden müssen. Statt Künder einer neuen Zeit, ihre Wort führer und ihre Bannerträger zu sein, haben Sie sich den alten Mächter vermählt.

„Wer vom Papst ißt, der stirbt." Sie haben alle viel zu lange schon von diesem Papst, der jetzt Kapitalismus heißt, sich genährt, er ist es, der Sie in Wirklichkeit beherrscht; alle Ihre Gedankengänge, Bedingungen, Verträge. Stürzt er, dann stürzen auch Sie. Seine Götterdämmerung ist nahe.

Und das Licht, das im Osten aufging, wird auch Ihre Länder erleuchten. Sie werden es mit all Ihren Machtmitteln nicht hindern können. Je weniger Widerstand Sie der Weltrevolution entgegenstellen werden, um so unblutiger, um so schneller wird sie sich vollziehen. Und die erwachte Menschheit wird Ihr Trianon-Theaterstück als eine schlechtgemachte alte Posse belächeln, in dem Augenblick, wo sie den wahren Weltfrieden durch die Weltrevolution erobert haben wird.

Aus einer größeren Arbeit, die im Juni 1919 vor dem Frieden in Versailles geschrieben wurde und im „Forum" sowie in Ludwig Rubiners „Gemeinschaft" erschien.

VILLON

Ich bin Franzose / was mich bitter kränkt /
geboren in Paris / das bei Pontoise liegt /
an einem klafterlangen Strick gehänkt /
und spür am Hals / wie schwer mein Hintern wiegt.

BALLA-

DEN

Man schlage ihnen
ihre Fressen
mit schweren Eisenhammern ein.
Im übrigen will ich vergessen /
und bitte sie / mir zu verzeihn

G. SALTER

MCMXXX · BEI GUSTAV KIEPENHEUER

GEORG SALTER — UMSCHLAG ZU FRANCOIS VILLON, BALLADEN

François Villon

BALLADE, UM ALS SCHLUSS ZU DIENEN

Und hiermit schließt das Testament,
das euch François Villon beschert.
O kommt zur Leiche, falls ihr könnt,
wenn ihr das Sterbeglöcklein hört;
doch in zinnoberrotem Kleid:
er ist Märtyrer, der leidet.
Er schwört's bei seiner Männlichkeit,
bis er aus diesem Leben scheidet.

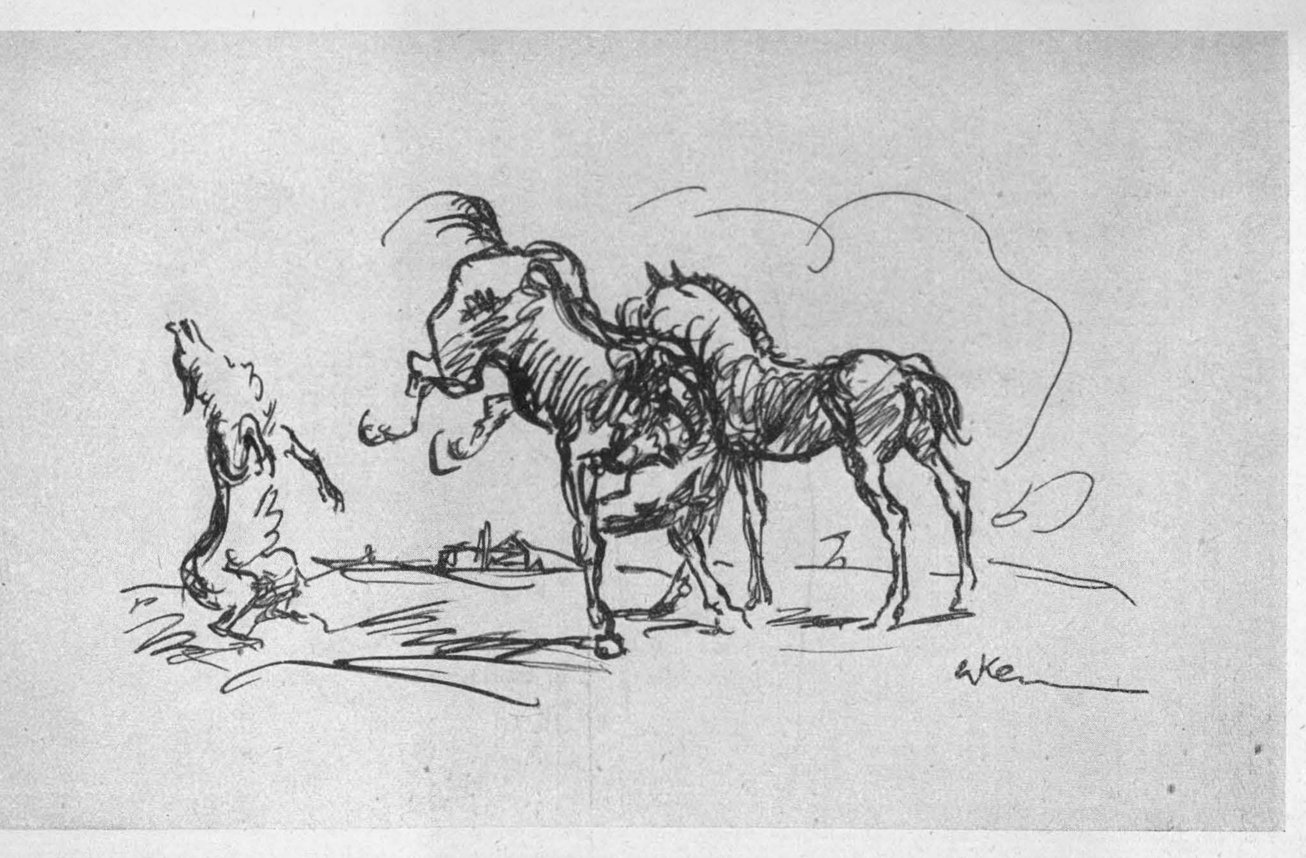
Und er spricht wahr. Von seinen Lieben
ward schon von je François Villon
mit Schimpf und Schmach davongetrieben,
so daß von hier bis Roussillon
kein Bäumchen, keine Hecke steht,
die ihn mit scharfem Dorn nicht schneidet,
kein Wind geht, der ihn nicht verweht,
bis er aus diesem Leben scheidet.

Und naht einst seine Todesstunde,
besitzt er sicher keinen Fetzen;
die kaum vernarbte tiefe Wunde
wird stets die Liebe neu verletzen.
Von ihrem scharfen Dorne wird
das Leben täglich ihm verleidet,
so daß er ohne Ruhe irrt,
bis er aus diesem Leben scheidet.

Geleit:

O seht, ihr Wirte, seine Pein
und seine Armut an. Drum kreidet
ihm täglich ein paar Liter Wein,
bis er aus diesem Leben scheidet.

Aus „Balladen", übersetzt von K. L. Ammer, Berlin 1930.



WALTHER KLEMM — STUDIE ZU GOETHE, „REINECKE FUCHS“

Gustav Flaubert

AUS DEN BRIEFEN AN GEORGE SAND

Dezember 1872.

Ich beanstande einen Satz Ihres letzten Briefes: „Der Verleger würde Geschmack haben, wenn das Publikum Geschmack hätte, oder wenn das Publikum ihn zwänge, Geschmack zu haben." Aber das heißt, das Unmögliche verlangen. Sie haben literarische Ideen, glauben Sie mir, genau wie die Herren Theaterdirektoren. Die einen wie die andern behaupten, sich darauf zu verstehen, und da ihre Ästhetik sich mit ihrem Merkantilismus mischt, so macht das ein hübsches Resultat. –

Warum gibt man in dieser abscheulichen Zeit etwas heraus? Um Geld zu verdienen? Welch ein Hohn! Als wenn Geld ein Lohn für Arbeit wäre und sein könnte! Das kann erst sein, wenn man die Spekulation zerstört hat. Vorher nicht. Und wie soll man die Arbeit messen, wie die Anstrengungen schätzen? Bleibt also der kommerzielle Wert des Werkes. Dafür müßte man jeden Zwischenhändler zwischen Erzeuger und Käufer ausschalten, und wenn das geschähe, so wäre diese Frage doch an sich unmöglich. Denn ich schreibe (ich spreche von einem Autor, der Selbstachtung hat) nicht für den Leser für heute, sondern für alle Leser, die kommen können, solange die Sprache lebt. Meine Ware kann also nicht jetzt aufgebraucht werden, denn sie ist nicht ausschließlich für meine Zeitgenossen hergestellt. Meine Leistung ist mithin unbestimmt und infolgedessen nicht bezahlbar.

Warum also veröffentlicht man etwas? Um verstanden, umjubelt zu werden? Aber selbst Sie, Sie George Sand, geben Ihre Einsamkeit zu. Gibt es heute, ich sage nicht Bewunderung oder Sympathie, sondern eine Spur von etwas Aufmerksamkeit für Kunstwerke? Welcher Kritiker liest das Buch, das er zu rezensieren hat?

In zehn Jahren wird man vielleicht kein Paar Schuhe mehr machen können, so entsetzlich borniert wird man. Mit dem allen will ich Ihnen nur sagen, daß ich bis auf bessere Zeiten (an die ich nicht glaube) den „Heiligen Antonius" im Schrank behalte.

Aus „Die Gemeinschaft", herausgegeben von Ludwig Rubiner, Potsdam 1919.



OSKAR KOKOSCHKA BILDNIS LILLY CHRISTIANSEN

KRITIK IM DRITTEN REICH

Auf dem Redaktionstisch liegt eine Waschzettelreklame des Lichtbild- und Bildband-Verlages Ludwig Schumacher, Erkenschwick i. W., Kreis Recklinghausen:

„Die Passion. Das Leben und Leiden des Menschensohnes. Ein Film nach dem Werk Otto Pankoks. Der Film ist eine Wiedergabe des großen Passionswerkes, das gleichzeitig in Buchform erscheint. Er soll Arbeitsgemeinschaften, Erziehern und Kunstvermittlern die Möglichkeit geben, das zyklische Werk eines zeitgenössischen Malers zeigen zu können."

Und da weiter in dieser Ankündigung von „Aktuellen Problemen der Zeit" und vom „Heroismus des Geistes" die Rede ist, der in diesem Werk einen vollkommen neuen Weg, den der „heutigen christlichen Kunst" beschreitet, haben wir uns dieses Passionswerk einmal besorgt, denn es ist wie zuzeiten Dürers oder Grünewalds, so auch im nationalsozialistischen Staat möglich, daß ein junger Maler diese thematische Aufgabe auf eine neue und moderne Art löst.

Doch wir sollten bald eines Besseren belehrt werden. Die Betrachtung der Bilder dieser großaufgemachten Buchausgabe der Pankokschen „Passion" bietet einen Anblick der übelsten philosemitischen Malerei, wovon sich jeder Betrachter der hier reproduzierten Bilder selbst überzeugen kann.

Bewußt ist hier Christus als Jude mit allen rassischen Merkmalen dieser Rasse dargestellt, und zwar in einer Malweise, die ihre geistige Abstammung von George Grosz und im Holzschnitt von Frans Masereel nicht verleugnen kann. Der mit Vorliebe angewandte aszetische Ausdruck gleicht Beispielen praktischen Anschauungsunterrichts aus einer Schwachsinnigen-Anstalt, wo körperliche Mißgestaltung und idiotische Körperverrenkung die verheerenden Wirkungen eines erbkranken Nachwuchses aufzeigen.

Erstaunliche Ähnlichkeiten

Bei dem Bild „Die Taufe im Jordan" trägt Christus die ausgeprägten Gesichtszüge Lenins, und bei „Verrat des Judas" hat dieser das nach jüdischer Vorstellung freche Aussehen eines Gois. Maria sieht einer der süßlich-sentimentalen Jüdinnen aus den Büchern der Else Lasker-Schüler ähnlich, während Petrus, „den Jesus zum Eckstein machte", den jüdischen Karikaturen eines mittelalterlichen Saufaus gleicht.

Das Bildwerk in seiner Gesamtheit ist nicht nur eine Marter des guten Geschmacks, sondern ein gehässiges Pamphlet gegen alles Urwüchsige, Ge-

sunde. Wenn Pankok in seinen Einleitungsworten zu diesem „christlichen" Machwerk schreibt, daß das aktuelle Problem der Zeit die Beantwortung der Frage ist: „Ist Gott oder ist das Tier des Menschen Ebenbild?", dann gibt diese sadistische Pornographie eine ebenso klare wie eindeutige Antwort.

In „Der Tod des Täufers" wird mit einem pathologischen Infernalismus dargestellt, wie ein Hund das noch warmfließende Blut des enthaupteten Johannes aufschleckt, während eine Horde mit tierischer Geilheit der Entgegennahme des triefenden Hauptes durch Salome, die mit züchtig gesenktem Blick dem Henker die Schale entgegenhält, zusieht. Christus scheint überdies an einem angeborenen Genickwirbelbruch zu leiden, was aber auch mit einiger Phantasie und den nötigen Bibelkenntnissen als Demut ausgedeutet werden könnte.

„Als die Sonne am Schwarzen Meer erlosch und kein Stern am Himmel aufging, als die Wolken schwer niederfielen auf die Erde, und des Donners Zorn aufbrach, zitterte ich in der Finsternis. Da ward meine Harfe Klage und meine Pfeife Weinen." So beginnt das Vorwort zu dieser Verhöhnung deutscher Kunst und christlichen Glaubens. Wer aber solche Abnormitäten, die uns einmal als Kunstoffenbarung aus dem Osten gepriesen wurden, als „Passion" bezeichnen kann, dem glauben wir niemals, daß er ein musikalisches Verständnis für eine Harfe oder eine Flöte aufbringen könnte. Wir glauben eher, daß dieser negroiden Primitivität niemals der Geist, geschweige denn ein Kunstempfinden aufging.

Dabei möchten wir besonders betonen, daß wir dem Gelehrtenstreit, ob Christus Jude war oder nicht, kein Interesse entgegenbringen. Wir wollen uns auch kein Recht anmaßen, über Art und Wert der allgemein als christlich bezeichneten Kunst, die allerdings unserer Meinung nach nur eine thematische Bedeutung hat, zu urteilen. Aber wir wehren uns mit allen Mitteln gegen einen Kunstbolschewismus, der, neuerdings durch heilige Embleme getarnt, versucht, wieder Fuß zu fassen.

Die Geschichte der deutschen Kunst schenkte uns einen Dürer, einen Holbein, einen Grünewald und noch viele andere Meister, die auch christliche Kunst in thematischer Hinsicht behandelten, in deren Gestalten und Symbolen aber trotzdem deutsche Art und deutsches Wesen zum Ausdruck kommt.

Eine Madonna Dürers ist das Sinnbild einer deutschen Frau und Mutter, und aus seinen Christusbildern strahlt uns das Herz eines deutschen Menchen entgegen. Es fällt uns gar nicht ein, etwa Dürer zu verleugnen, weil er Motive der biblischen Geschichte gezeichnet hat, und wir denken auch nicht daran, einen Grünewald abzulehnen, weil er Altarbilder gemalt hat. Nicht

das Plakat macht den Glauben, sondern das, was in diesen Menschen innerlich lebt. Und wir schätzen die Gläubigkeit dieser Menschen, weil sie trotz ihrer ideellen Kraft nie ihre Herkunft, ihr deutsches Wesen verdecken konnte.

Wenn aber der Nationalsozialismus seinerzeit gegen das Spottbild des gekreuzigten Christus von George Grosz mit Erfolg Stellung nahm, und wenn er heute gegen die beleidigenden Sudeleien des Herrn Pankok Stellung nimmt, so nicht, weil ihm das christliche Thema nicht paßt — wir streben ja keine päpstlichen Befugnisse an —, sondern weil wir stets und immer die Hüter deutschen Empfindens und Charakters sein werden. Wir sind es den Millionen deutschen Christen, gleich welcher Konfession, schuldig, daß wir ihre Gefühle achten und nicht, wie es hier von Erkenschwick aus geplant ist, daß sie in philosemitischer Manier in den Schmutz getreten werden.

Die Bilder Pankoks verraten keine Gläubigkeit, sie können vielmehr als eine getarnte Gottlosenpropaganda durchgehen. Wenn der „Neue Tag" in einer Besprechung meint: „Otto Pankok hat nicht zu den neutestamentlichen Stoffen gegriffen, da sie künstlerisch ergiebige Stoffe darstellen, sondern weil in ihm selbst etwas von dem aufrührerischen Predigertum des Johannes steckt, der den Weg des Herrn vorbereiten möchte." So mag vielleicht der „Neue Tag" mit Otto Pankok und den gläubigen Juden noch immer auf den Messias warten, unsere Geduld hört aber da auf, wo man uns jüdische Machenschaften als deutsche Kunst vorsetzen will. Und vom Verlag her gesehen (Gustav Kiepenheuer, Berlin) ist es eine bodenlose Unverschämtheit, 1936 (!) ein solches Werk herauszugeben, das allerdings völlig der Tradition der Firma entspricht. Man braucht sich nur der erlesenen Gesellschaft seiner Autoren zu erinnern: Lion Feuchtwanger, dessen Sudelbuch „Erfolg" 1930 als das „große politische und literarische Ereignis dieses Jahres" propagiert wurde; Ernst Gläser, Anna Seeghers, Heinrich Mann, Ernst Toller, Arnold Zweig, Bert Brecht mit seinem ganzen schmierigen Plagiatladen von der „Dreigroschenoper" bis zu „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagoni"; und seiner großangekündigten „Wissenschaftlichen Volksausgabe" von Karl Marx „Das Kapital". Doch sind wir dem Kiepenheuer Verlag in gewisser Hinsicht sogar dankbar für seine neue „Passion", denn sie ermöglicht uns wieder einmal eine aufschlußreiche Betrachtung über die Kunstbetrachtung. Der Schutzeinband des Werks gibt uns nämlich Muße und Gelegenheit, nachzuprüfen, wie eine positive Kunstbetrachtung auszusehen hat.

So können wir auszugsweise aus einer Lokalausgabe eines bekannten Blattes lesen, daß Herr Pankok „den alten deutschen Meistern innig verwandt" ist, daß seine Blätter aus „deutschem Empfinden geboren" wurden,

daß sie eine „Frucht des Jahres 1933“ und „ein Stück echter deutscher Kunst“ darstellen. Es kommt noch besser: Auch die „Berliner Börsenzeitung“, deren literarische Seite vielfach vorbildlich ist, stößt in das gleiche Horn:

„Man wird sich zu diesem Künstler noch bekennen“, so heißt es dort, „wenn die herrschenden Kunstrichtungen längst verschollen sind.“

Daß katholische Zeitungen in diesem Falle allzu willige Schafe sind, nimmt keineswegs Wunder. Wenn aber die „Kölnische Zeitung“ schreibt, daß Pankok mit seiner „Passion“ die „Tragödie des Idealismus“ erschließt und die „kraftvolle Gradheit mittelalterlicher Meister“ gefunden hat, dann möchten wir doch nicht verfehlen, energisch darauf hinzuweisen, daß sich auch die „Kölnische Zeitung“ bewußt sein muß, letzten Endes eine deutsche Zeitung zu sein, und daher verpflichtet ist, einer deutschen und nicht einer philosemitischen Kunst das Wort zu reden, mag ihr diese thematisch auch noch so sympathisch sein.

Kein Wunder!

Der „Katholischen Kunstwarte“ in Düsseldorf verdanken wir die aufschlußreiche Eröffnung, daß dieses Buch „zu den stärksten Erscheinungen heutiger religiöser Kunst“ zählt, während der Herr Kunstbetrachter des „Hamburger Anzeigers“ seiner Meinung dahingehend Ausdruck verleiht, daß wir hier eine „neue künstlerische Ausdrucksform empfinden“, die eine aus engster Verbundenheit mit der heimatlichen Erde erwachsende, überragende, eigene Wege gehende Persönlichkeit geschaffen hat. Nun, dieser Herr muß ja von den Hottentotten abstammen, wenn er die „Kunst“ Pankoks der heimatlichen Erde entwachsen ansieht.

Diese Beispiele positiver Kunstbetrachtung ließen sich beliebig erweitern, doch wir befürchten, unsere Leser zu langweilen, wenn wir ihnen hier all den Unsinn vorführen, den fleißige Federn beim Anblick der Pankokschen Passion aufs Papier gebracht haben. Besonders bemerkt werden muß, daß es sich keineswegs nur um mittlere oder kleinere Blätter handelt, die in den philosemitischen Lobeshymnus einstimmten, sondern um Organe, die bei passender Gelegenheit gern von ihrem außenpolitischen Wirkungskreis sprechen. All diesen Herrschaften sei dringend geraten, den Grundsatz von Treu und Glauben nicht zu sehr zu überspannen. — Herrn Otto Pankok aber empfehlen wir noch einmal das „Schwarze Meer“. Vielleicht hat inzwischen die Finsternis dort etwas nachgelassen, und man kann ohne zu zittern Harfe spielen und Pfeife blasen. Aber wir sind sicher, daß man auch bei uns nicht verfehlen wird, ihm und seinem Verleger die Flötentöne beizubringen.

(„Schwarzes Korps“ 21. Januar 1937.)



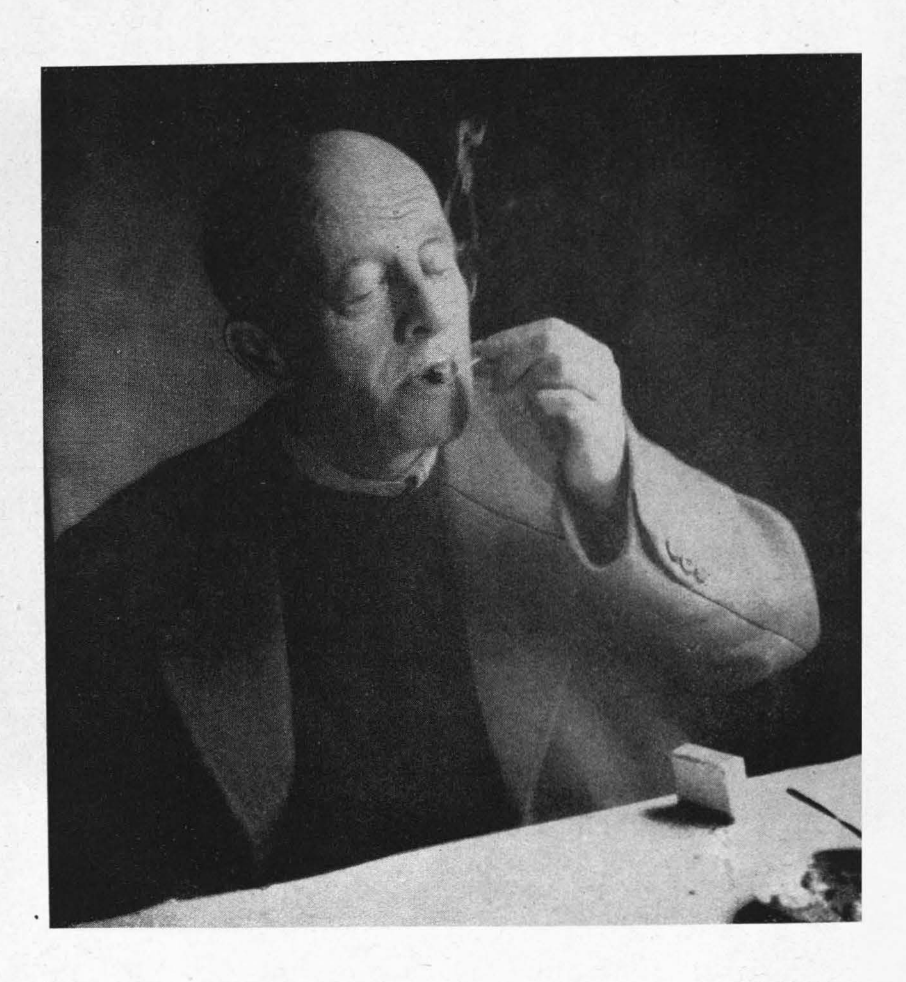
OTTO MUELLER / ILLUSTRATION ZU MAX BROD, „AUS EINER NÄHSTUBE“



VERLAGSHAUS WEIMAR, LENBACHWEG
1950

JOHANN GOTTFRIED HERDER

Wes ist der Erdenraum? Des Fleißigen.
Wes ist die Herrschaft? Des Verständigen.
Wes sei die Macht? Wir wünschen alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach und Wut
Verzehrt sich selber. Der Friedselige
Bleibt und errettet. Nur der Weisere
Soll unser Vormund sein. Die Kette ziemt
Den Menschen nicht, und minder noch das Schwert.



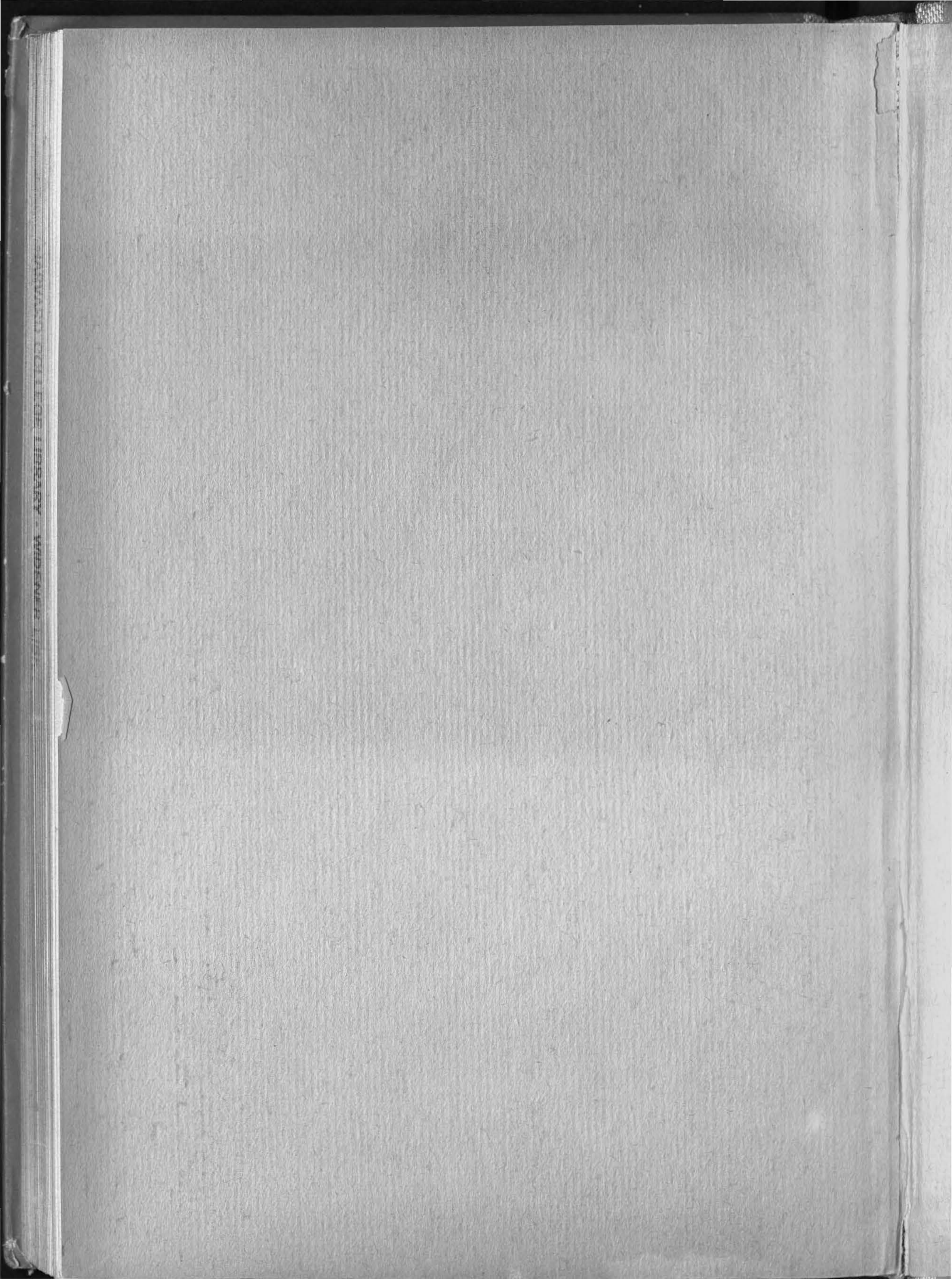
GUSTAV KIEPENHEUER LETZTE AUFNAHME WEIMAR 19

INHALT

I. Literarische Beiträge

Seite

II. Abbildungen




3 2044 017 982 604

